Deutsche Freiheit

Einzige unabhängige Tageszeitung Deutschlands

Nr. 278 — 2. Jahrgang | Saarbrücken, Donnerstag, 13. Dezember 1934 | Chefredakteur: M. Braun

Bérengers Verhandlungen mit Mussolini — Seite 2

Abstimmungskommission gegen die deutsche Rundfunkpropaganda — Seite 3

Bayrisches Allerlei — Seite 4

Der Siegburger Zuchthausprozeß — Seite 7

Göring und der Reichstagsbrand

Unsere Antwort auf eine Rede des Preußischen Ministerpräsidenten

Der preußische Ministerpräsident Göring hielt am Dienstag in Berlin auf einem diplomatischen Empfang des Außenpolitischen Amts der NSDAP. eine Rede über die kommunistische Gefahr. Er erklärte, daß Deutschland den Kommunismus den Formen entsprechend bekämpfen müsse, wie er in Deutschland auftrete. Das Ausland sei außerstande, das zu beurteilen und habe dabei nicht mitzureden. Jetzt werde überall das angebliche Testament des ehemaligen Gruppenführers Ernst verbreitet. Er, der Ministerpräsident, halte sich für zu schade, um sich gegen diesen Schmutz zu wehren. Deutschland habe den einzig richtigen Weg eingeschlagen, um die Gefahr des Kommunismus zu überwinden, und werde in seiner Bekämpfung mit den ihm angemessenen Methoden weiter fortfahren.

Es ist interessant, aus der kläglichen Verteidigung des Ministerpräsidenten zu erfahren, daß die Dokumente seines ermordeten Exfreundes und Mitreichstagsbrandstifters Ernst auch im Reiche schon weit verbreitet sind. Unsere illegalen Freunde werden dafür sorgen, daß sie möglichst jeder Deutsche zu Gesicht bekommt.

Es geht hier nicht darum, was das Ausland zur Bekämpfung der „Kommunisten“ in Deutschland sagt, zu denen Leute wie Göring auch die Sozialdemokraten rechnen, sondern um die vielen gemeinen und scheußlichen kriminellen Verbrechen, die jeder unterrichtete und zivilisierte Mensch auf dem ganzen Erdenrund den regierenden Männern in Deutschland vorwirft.

Eben erst hat der angesehene sozialdemokratische Senator Branting in Schweden öffentlich aufgefordert, der am Reichstagsbrand beteiligte, angeblich noch lebende SA.-Mann Fiedler möge ihn verklagen, damit Branting feststellen könne, ob es sich überhaupt um den echten Fiedler handle. Die Klage wird nie erfolgen.

In unseren Spalten, wie in dem bekannten „Braunbuch“, ist dem Göring nachgewiesen worden, daß er als gemeingefährlicher Morphinist in einer schwedischen Irrenanstalt interniert war. Er hat nicht geklagt und wird nicht klagen, denn die Beweise liegen vor.

Wir haben Göring Meineide im Reichstagsbrandprozeß nicht nur nachgesagt, sondern nachgewiesen. Heute wieder beschuldigen wir ihn im Einklang mit der Ueberzeugung von Millionen von Menschen in aller Welt der Miturheberschaft am Reichstagsbrand.

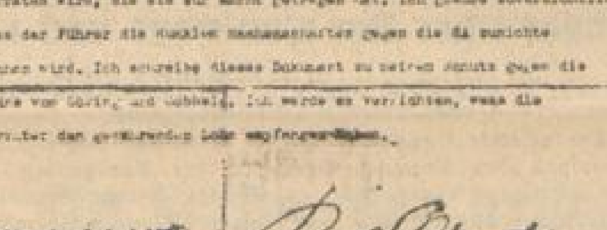
Unsere Zeitung erscheint nicht im fernen Auslande, sondern in einem deutschen Gebiete mit meist gleichgeschalteten deutschen Richtern. Noch wäre Zeit, daß Preußens mächtigster Mann uns vor dem 13. Januar in einem Gerichtssaale des Saargebietes vor der ganzen Welt eine furchtbare Niederlage beibrächte. Er braucht nur die Klage gegen uns einzureichen und der Wahrheit, die er nach seinen Beteuerungen nicht zu fürchten hat, zum Siege zu verhelfen.

Was aber taten bisher die Herren in Berlin? Sie wichen jeder Beweisführung aus und forderten unser Verbot! Das ist nicht die Art von Mutigen und Aufrechten, sondern die Taktik von Machthabern, die die Wahrheit zu scheuen haben.

Die Dokumente des Ernst

Einer der vielen von Görings Gestapo gekauften und geschmierten Subjekte im Saargebiet, ein krimineller Geldschrankknacker, hat im Auftrage amtlicher deutscher Stellen mit Nachschlüsseln Einbrüche unter erschwerenden Umständen verübt. Der deutsche Rundfunk läßt diesen Kriminellen wiederholt sprechen. Die deutsche Presse veröffentlicht seine „Dokumente“. Nicht ein einziges davon trägt eine Unterschrift; sie können von jedem beliebigen Fälscher und jeder beliebigen Schreibmaschine hergestellt sein.

Anders steht es mit den Dokumenten des Ernst, des auf Befehl Görings durch Mord beiseite geschafften Mitwissers und Mittäters an der Reichstagsbrandstiftung. Die Dokumente sind unterzeichnet, wie man hier sieht:



Führer tun. Aber der Gedanke ist unerträglich, dass die SA von denen verraten wird, die sie zur Macht getragen hat. Ich glaube zuversichtlich, dass der Führer die dunklen Machenschaften gegen die SA zunichte machen wird. Ich schreibe dieses Dokument zu meinem Schutz gegen die Pläne von Göring und Goebbels. Ich werde es vernichten, wenn die Verräter den gebührenden Lohn empfangen haben.

Berlin, den [illegible]

Karl Ernst
SA-Gruppenführer

Vergebliche Jagd der Gestapo

Die Geheime Staatspolizei wußte von der Existenz dieses Dokuments. Sie hat die größten Anstrengungen gemacht, es in die Hände zu bekommen. Viele untere SA.-Führer der Umgebung Ernsts wurden stundenlangen Verhören unterworfen, weil die Gestapo annahm, daß sie das Versteck dieser Erklärung kannten. Dr. Sack, im Reichstagsbrandprozeß Verteidiger Torglers, könnte davon erzählen, wie ein solches Verhör aussieht. Er wurde von der Gestapo verdächtigt, daß das Dokument von ihm aufbewahrt würde. Er galt als guter Freund Ernsts. Dr. Sack wurde nach dem 30. Juni in Haft genommen, tagelang verhört, ins Konzentrationslager Lichtenburg gebracht, und nach ungefähr einem Monat freigelassen, nachdem sich die Gestapo davon überzeugt hatte, daß er von Ernsts Erklärung tatsächlich nichts wußte.

Das Dokument Ernsts ist der Punkt auf dem i. Ein hoher nationalsozialistischer Offizier schildert den Hergang der Reichstagsbrandstiftung und lüftet den letzten Zipfel des Geheimnisses, das um dieses abscheuliche Verbrechen gelegt war. Vom Reichstagsbrand zum 30. Juni führt eine gerade Linie. Durch Mord und Verbrechen hat der Nationalsozialismus sich den Weg zur Macht gebahnt, durch Provokation und Verbrechen hat er sich zur einzigen legalen Partei Deutschlands gemacht, durch Mord und Verbrechen entledigt sich die nationalsozialistische Führung derjenigen, die ihrer im Interesse des Finanzkapitals, der Schwerindustrie der Junker und der Reichswehr geführten Politik unbequem sind. Am Anfang war der Mord, und Mord begleitet sie auf ihrem Wege.

Rudolf Heß ausgeladen!

Eine kalte Dusche aus Paris

(Von unserm Korrespondenten)

Paris, 12. Dezember.

Kurz vor seiner Abreise nach Paris empfing Rudolf Heß, der Stellvertreter des Führers, aus Paris die Nachricht, daß Verhandlungen zwischen ihm und der französischen Regierung vor der Saarabstimmung kaum einen Zweck hätten. Man muß wissen, daß Heß bereits an diesem Donnerstag vom Ministerpräsidenten Flandin und vom Außenminister Laval empfangen werden sollte.

Die „Ausladung“ von Hitlers erstem Mitarbeiter ist nicht direkt durch das französische Auswärtige Amt erfolgt. Man hat vielmehr in Paris den Vertretern der rechtsstehenden Kriegsteilnehmerverbände, die das Techtelmechtel mit Hitlerdeutschland in der letzten Zeit ein wenig zu weit getrieben hatten, ohne daß man am Quai d'Orsai besondere Freude daran hatte, deutlich zu verstehen gegeben, daß der französische Außenminister gegenwärtig mit anderen überaus wichtigen Fragen beschäftigt sei: mit der Bildung einer französisch-italienischen Entente, so daß man augenblicklich kaum für Hitlers Abgesandten die nötige Zeit aufbringen könne. Das wurde in letzter Stunde nach Berlin gemeldet. Daher kommt nun der plötzliche „Verzicht“ von Rudolf Heß.

Tatsächlich schreiten die Verhandlungen mit Italien nach der zwischen Jugoslawien und Ungarn in Genf erzielten Einigung sehr erfolgreich fort.

Senator Berengers telefonischer Bericht aus Rom hat dies neuerlich bestätigt. Man ist sich hier darüber klar, daß nach Abschluß einer Entente mit Italien die ganze französisch-deutsche Frage ein neues Gesicht bekommen und Frankreichs Stellung bei den Verhandlungen mit Deutschland wesentlich stärker sein würde. Außerdem will man durch Sonderverhandlungen mit Deutschland nicht Italiens Mißtrauen wecken.

Ferner will man aber Deutschland Gelegenheit geben, erst einmal bei der Saarabstimmung seinen guten Willen zu zeigen, indem es sich an die internationalen Vereinbarungen hält und die im Versailler Vertrag vorgesehenen Möglichkeiten respektiert, die sich ja erst nach dem Plebiszit am 13. Januar auswirken werden.

Ueber die von französischer Seite zu befolgende Taktik herrscht im übrigen zwischen der Regierung und den Frontkämpferverbänden restlose Uebereinstimmung. Die französischen Kriegsteilnehmerverbände waren von deutscher Seite für Ende Dezember nach Berlin eingeladen worden. Sie haben jetzt abgelehnt und haben Berlin wissen lassen, daß sie der Einladung vor dem 13. Januar keine Folge leisten könnten.

Bekanntlich waren es einzelne bisher zur politischen Rechten gehörende ehemalige französische Frontkämpfer, die mit Hitler und Herrn von Ribbentrop Verhandlungen geführt haben. Jetzt hat nun der Exekutivausschuß der Ciamac — es handelt sich um die größte internationale Organisation ehemaliger Kriegsteilnehmer —

in einer Entschließung

gegen die von unberufener Seite unternommenen Versuche, die deutsch-französische Verständigung durch inoffizielle Unterhaltungen zu fördern, Stellung genommen. Die Erklärung der Ciamac besagt u. a.:

„Die der Ciamac angeschlossenen französischen Verbände, mehr als 1 500 000 ehemalige Kriegsteilnehmer oder Kriegsopfer, haben seit langem die Ueberzeugung von der Notwendigkeit einer französisch-deutschen Annäherung, in der sie den Hauptfaktor für die allgemeine Befriedung sehen. Sie bedauern jedoch, die seit langem von französischer Seite ins Werk gesetzte Improvisationen, die nicht beauftragte und unberufene Persönlichkeiten unternommen haben.“

Es heißt dann am Schluß, daß die der Ciama angehörenden französischen Frontkämpfer zu dieser Verständigung immer bereit seien, sich aber nicht von Leuten, die den Krieg nicht mitgemacht hätten, belehren ließen. Die französischen Frontkämpfer hoffen erneut, daß das deutsche Volk und namentlich die ehemaligen deutschen Frontsoldaten sich wieder in den internationalen Stromkreis einschalten werden zum sichtbaren Zeichen ihres Friedenswillens und der Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit den andern Völkern.

Weißbuch über den 30. Juni

Die neue beweiskräftige Dokumentensammlung

Im Verlag Editions du Carrefour, Paris, erscheint in Kürze ein „Weißbuch über die Erschießungen des 30. Juni 1934“ dar. Dokumente aus diesem Buch, wie das von dem erschossenen Berliner SA.-Führer Karl Ernst verfaßte und unterschriebene Eingeständnis der Beteiligung am Reichstagsbrand, Dokumente wie der Brief von Ernst an den ebenfalls erschossenen Breslauer SA.-Führer Heines, und wie das Blaubuch der Reichswehrgeneräle, das nach dem 30. Juni Hindenburg übergeben wurde, haben in der gesamten Weltpresse ein ungeheures Echo gefunden. Diese Dokumente stellen für den Kampf gegen die Hitler-Diktatur außerordentlich wichtige Waffen dar.

In seiner sachlichen Beschränkung auf die — teils fotografische — Wiedergabe von Dokumenten und von Augenzeugenberichten ist das Buch von eindringlichster Wirkung, vor allem auf jene Kreise, die bisher den wahren Charakter der Hitlerdiktatur in Deutschland nicht erkannt haben. Der in diesem Buch zum erstenmal geführte Nachweis über die Zusammenhänge zwischen dem 30. Juni und dem blutigen Putschversuch in Oesterreich hat ebenfalls nicht nur den Wert einer rückschauenden, historischen Betrachtung, sondern ist wie das gesamte Buch von ernstester Aktualität vor allem für die heute an der Saar zur Debatte stehenden Fragen.

(Fortsetzung siehe nächste Seite!)

Weißbuch über den 30. Juni

Fortsetzung von Seite 2.

Der Verlag hat sich entschlossen, von diesem Buch eine besondere Volksausgabe für die Saar zu dem verbilligten Preis herauszugeben.

Wir sind in der Lage, im Vorabdruck folgende Abschnitte mitzuteilen:

Die Aktion in Wiessee

Nach der Beratung im Münchener Innenministerium, die ungefähr eine halbe Stunde gedauert hat, wird die Fahrt nach Wiesee angetreten. Der Wagen Hitlers ist eingekeilt zwischen den Wagen der Kolonne des Majors Buch. An der Spitze Panzerwagen mit SS.-Besatzung; hinter Hitlers Wagen ebenfalls Panzerwagen; zu beiden Seiten starke Motorrad-Trupps der SS. So fährt die Kolonne in die Morgendämmerung. Die Bewohner der kleinen Städte und Dörfer, die das Mordkommando passiert, wurden durch das Rattern der Panzerwagen und das Geknatter der Motorräder aus dem Schlafe geweckt. Wenn der eine oder andere durchs Fenster blickt, um nach der Ursache des Lärms zu sehen, mag er wohl das Gefühl haben, daß ein wichtiger Gefangenentransport vorbeirollt.

Wir haben in den vorhergehenden Kapiteln die Darstellungen behandelt, die Dr Goebbels in die Oeffentlichkeit lanciert hat. So sehr sie einander auch widersprechen, eines haben sie gemeinsam: sie sind von Anfang bis zu Ende erlogen! Es gibt keinen „authentischen Augenzeugenbericht" über das Zusammentreffen Röhm-Hitler, der nicht von Goebbels lanciert oder verfaßt worden wäre. Ob Hitler den Röhm wirklich mit lauten Worten beschimpft hat, ob Hitler weinte, oder Röhm nur das eine Wort „Verräter!" aussprach, weiß man nicht, es ist aber auch für die politische und moralische Bewertung der Bartholomäusnacht belanglos. Nicht unwichtig hingegen ist die Tatsache, daß die „erregenden homosexuellen Szenen dieser Nacht", von denen die Goebbelsschen Berichte sprechen, pure Erfindung sind, zu dem einzigen Zweck ausgedacht, die propagandistische Auswertung der Szene zu steigern.

Wie Röhm und Heines verhaftet wurden

Es ist begreiflich, daß Gäste und Kellner des Hotels Hanselbauer über die Vorgänge dieser Nacht tiefes Stillschweigen bewahren. Das Hotel stand lange Zeit unter Bewachung. Die Sommergäste wurden noch nach ihrer Rückkehr in ihre Wohnsitze überwacht. Nach vielen Bemühungen ist es gelungen, von einem der verängstigten Hotelgäste einen eidesstattlichen Bericht zu erhalten, der hier wörtlich wiedergegeben wird:

„. . . morgens, gegen 6 Uhr, als ich — um nach meiner Gewohnheit einen diskreten Gang zu tun — gerade die Tür meines Schlafzimmers geöffnet hatte, hörte ich schwere Schritte mehrerer Menschen im Treppenhaus. Ich sah, wie etwa ein Dutzend Männer, teils in Zivil, teils in der bekannten schwarzen SS.-Uniform, die Treppe hinabstiegen; unter ihnen befanden sich die Herren Röhm und Heines, die ich mehrere Tage vorher bereits im Hotel gesehen hatte.

Irgend etwas Auffallendes war nicht dabei; es wurde auch kein Wort gesprochen. Ich nehme an, daß dies aus Rücksicht auf die Gäste im Hotel Hanselbauer geschah. Weder Röhm noch Heines schienen im geringsten betroffen zu sein, oder gar das Schicksal zu ahnen, das man ihnen bereiten wollte; sie waren ebenso unbefangen, wie ich sie im Hotel gesehen hatte.

Kurz nachdem sie das Haus verlassen hatten, hörte ich das Geknatter von einigen Autos, dann herrschte wieder die übliche Ruhe. Wir alle erfuhren jedenfalls erst in den späten Vormittagsstunden des 30. Juni, zunächst durch Gerüchte, am Abend durch Rundfunk, von den Vorkommnissen, das heißt von dem, was vorgefallen sein sollte; denn wir im Hotel konnten ja am besten beurteilen, daß die verschiedenen und einander widersprechenden Berichte nicht stimmten. Wir wußten vor allem, daß im Hotel Hanselbauer auf keinen Fall geschossen worden ist; bei der leichten Bauweise des Hotels und zu dieser ungewöhnlichen Stunde hätten wir sogar jeden heftigen Wortwechsel hören müssen. Und daß die Verhafteten Widerstand leisteten, ist unwahr."

Soweit der Bericht eines Augenzeugen. Er läßt die Vermutung zu, daß Röhm und Heines noch bei ihrer Abholung aus Wiesee nicht wußten, daß sie als „Verschwörer" verhaftet waren.

Verschwörung des Schweigens

„. . . Ich habe Befehl gegeben, die Führer des Komplotts zu erschießen. Ich habe 19 Oberführer der SA. und 8 Führer der SS. als Beteiligte am Komplott erschießen lassen. Weiterhin sind 31 SA.-Führer und SA.-Leute erschossen worden. 13 Führer und Zivilisten, die ihrer Verhaftung Widerstand entgegensetzten, wurden ebenfalls erschossen; 3 haben Selbstmord verübt, 5 Komplicen, die nicht Mitglieder der SA., aber Mitglieder der NSDAP. waren, wurden füsiliert; ebenso 3 SS.-Leute, die Ausschreitungen gegen Gefangene begangen haben."

(Adolf Hitler in seiner Reichstagsrede am 13. Juli 1934.)

Das Propaganda-Ministerium hat am 3. Juli, also nach dem „amtlichen" Abschluß der Aktion, feierlich erklärt, der 30. Juni hätte „nur" 46 Tote gekostet, und alle anderen Zahlen stellten nichts anderes dar als bewußte „Zwecklügen deutschfeindlicher Kreise". Zwei Tage vor Hitlers Rede noch, am 11. Juli, hat Goebbels die Fiktion von „nur" 46 Toten hartnäckig aufrechterhalten. Am 13. Juli gibt Hitler die Zahl der Erschossenen mit 77 an. Vorher schon sind in der auswärtigen Presse glaubwürige Berichte erschienen, in denen von mehreren hundert Ermordeten gesprochen wird.

Warum diese Manöver? Warum diese falschen Zahlen, von denen das amtliche Deutschland unter dem Druck von innen und außen nach wenigen Tagen abrücken mußte? Warum wurde die Oeffentlichkeit von Tag zu Tag, von Woche zu Woche hingehalten? Warum hat die Hitler-Regierung nicht die wirkliche Zahl und die Namen der Ermordeten mitgeteilt? Was gibt es zu verbergen?

Die gleichgeschaltete „Saarbrücker Landeszeitung" sah sich unter dem Druck der Erregung, die das Saargebiet nach dem 30. Juni erfaßte, gezwungen, am 11. Juli die folgende Forderung zu stellen:

„Es ist nicht gut anders möglich, als daß der Reichskanzler bei dieser Gelegenheit eine rückhaltlose Darlegung der tragischen Vorgänge gibt, von denen das Volk bislang nur eine sehr unklare Vorstellung hat. Darüber hinaus wird es notwendig sein, endlich die Namen der Getöteten bekannt zu geben, und das Maß der Schuld anzugeben, das ihnen zugewiesen wird. Wir sagen das gerade vom Saargebiet aus, das seit dem 30. Juni von einer Agitation heimgesucht wird . . ."

Die Reichsregierung schwieg sich weiter aus.

Am späten Nachmittag des 30. Juni empfing der preußische Ministerpräsident Göring die Vertreter der Auslandspresse. Er teilte ihnen mit, daß er die Schließung der Grenzen befohlen habe, um die Verbreitung falscher Nachrichten zu verhindern. Er werde jedoch die Korrespondenten der ausländischen Zeitungen über alle Ereignisse auf dem laufenden halten, damit man ihm nicht vorwerfen könne, er verhindere die Feststellung der Wahrheit. Dann erklärte er wörtlich:

„Röhm befindet sich im Gefängnis, wo er seiner Verurteilung entgegensieht . . Eine gewisse Anzahl verdächtiger Personen hat Selbstmord verübt; andere, die ihrer Verhaftung Widerstand entgegensetzten, sind getötet worden. Die übrigen werden vor die Gerichte gestellt . . . Die Namen der Verbrecher zu verschweigen, haben wir gar keine Veranlassung. Zur Schonung und zu falscher Rücksichtnahme besteht kein Grund."

Göring log. Als er von gerichtlichen Urteilen sprach, die gefällt werden sollten, waren die Mordbefehle bereits zum größten Teil vollstreckt. Die Hitler-Regierung hatte beschlossen, sich die Peinlichkeiten eines neuen „Reichstagsbrandprozesses" unter allen Umständen zu ersparen. Sie hatte nicht die geringste Absicht, eine gerichtliche Untersuchung der sogenannten Röhm-Revolte durchzuführen.

Kein Gericht hat sich je vor oder nach dem 30. Juni mit der angeblichen Verschwörung befaßt. Keiner der „Schuldigen", von denen Göring sprach, ist von einem Gericht verurteilt worden. Die Ermordeten wurden vor ihrer Erschießung nicht verhört, nicht einmal angehört. Es gab nur Tod oder Konzentrationslager. Das ist der Tatbestand.

Zahl und Namen der Ermordeten sind von der Hitler-Regierung bis zum heutigen Tage nicht veröffentlicht worden. Beamte des Propagandaministeriums haben die ausländischen Pressevertreter immer wieder vertröstet und die Veröffentlichung der Liste für „die nächsten Tage" in Aussicht gestellt. Lüge! Das amtliche Deutsche Nachrichtenbüro meldete am 3. Juli, die Veröffentlichung der „Liste der Verschwörer, die ihre Tat mit dem Tode gesühnt haben", stehe unmittelbar bevor. Lüge! Am nächsten Tage mußte das Deutsche Nachrichtenbüro sich selbst dementieren. Es sei, so erklärte es, „nicht damit zu rechnen, daß die Liste der Erschossenen bekanntgegeben wird".

Göring hat gelogen, Goebbels hat gelogen, das amtliche Korrespondenzbüro der Hitler-Regierung hat gelogen. Die Liste wurde nicht veröffentlicht. Sie wird von der Hitler-Regierung nie veröffentlicht werden. Hitler fürchtet mit Recht den vernichtenden Eindruck, den die Totenliste des 30. Juni im In- und Auslande hervorrufen würde.

Die Hitler-Regierung hat jede denkbare Maßnahme getroffen, um Zahl und Namen der Ermordeten zu verheimlichen. Schon am 2. Juli erließ Göring folgenden Befehl an die SA.:

„1. Untersagt ist jede Kritik, die sich mit der Erschießung der Gruppenführer befaßt, und jede Kritik über die Maßnahmen des Führers.

2. Nichtbefolgung dieses Befehls hat schwerste Strafen zur Folge."

Dieser Befehl stammt bezeichnenderweise vom Reichsminister Göring in seiner Eigenschaft als preußischer Ministerpräsident; nicht vom neuen Stabschef Lutze, der zu jenem Zeitpunkt bereits ernannt war und seine Stellung angetreten hatte.

Görings Erlaß war die erste einer Reihe von Maßnahmen, die dazu dienen sollten, sowohl Kritik am Blutbad als auch ein Bekanntwerden von Zahl und Namen der Opfer unter allen Umständen zu verhindern.

„Ihr dort müßt sterben . . ."

Des Heß Morgengruß an Frankreich

Rudolf Heß, gibt sich Mühe, von seines Herrn und Meisters Kriegshetzereien abzurücken. Er scheint anzunehmen, daß man seine eigene geistige Verfassung vergessen hat. Er, der sich heute als Friedensfreund gibt, hat am 2. August 1924, also fast sechs Jahre nach Friedensschluß, als er schon Hitlers Stellvertreter in der Partei war, ein Gedicht „Mein Morgengruß an Frankreich" demonstrativ parteiamtlich in den Nazizeitungen veröffentlicht, das die „grausige Schönheit" einer Beschießung französischer Forts durch Deutsche schildert. Das Gedicht schließt:

„Leuchtenden Augen sehen
die Männer in dem Graben
dieses Schauspiel eigener Kraft,
und neue Kraft strömt über in sie selbst.
He, Franzmann, das ist böser Morgengruß!
Ihr dort müßt sterben, das wir leben können,
wir selbst und unser ganzes armes Volk . . ."

Senator Bérenger bei Mussolini

Ungarischer Revisionismus und italienisch-französische Verhandlungen

Paris, 12. Dezember.

(Von unserem Korrespondenten)

Die gesamte französische Presse beschäftigt sich mit dem Empfang des Senators Berenger, des Vorsitzenden des Auswärtigen Ausschusses des Senats, durch Mussolini. Bei dieser Unterredung war auch Botschafter Chambrun zugegen. Die Blätter betonen die lange Dauer dieses Empfanges und die herzliche Art, in der sich die Aussprache zwischen dem Duce und den Vertretern der französischen Regierung abwickelte. Senator Berenger hatte schon vorher französischen Journalisten gegenüber gar kein Hehl daraus gemacht, daß sein Besuch bei Mussolini offiziellen Charakter hätte und eine Etappe auf dem Wege der französisch-italienischen Verständigung darstellen solle. Unmittelbar nach dem Besuch bei Mussolini wurde der Quay d'Orsay von dem Inhalt des mit Mussolini geführten Gespräches in großen Zügen unterrichtet. Am Donnerstag wird Berenger unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Paris vom Ministerpräsidenten Flandin und vom Außenminister Laval empfangen werden. Im Anschluß daran wird man die Frage erörtern, wann Laval seinen Besuch in Rom nun endlich abstatten wird. Es ist nicht uninteressant zu wissen, daß Mussolini seine Einladung an Laval ausdrücklich Berenger und de Chambrun gegenüber noch einmal wiederholt hat. Die zwischen Italien und Frankreich schwebenden territorialen Fragen sind soweit geklärt — es handelt sich bekanntlich darum, daß Italien eine Korrektur der Grenzen seines in Afrika an französisches Territorium grenzenden Kolonialbesitzes wünscht, außerdem eine Erweiterung der Rechte der in Tunis lebenden Italiener —, daß hier eine Einigung leicht ist. Auch in der Frage der Anerkennung der österreichischen Unabhängigkeit bestehen keine Schwierigkeiten. **Diese liegen vor allem auf dem Gebiete gewisser revisionistischer Tendenzen, die Italien bisher begünstigt hat.** Frankreich wünscht, Italien möge sich darauf festlegen, daß die durch den Versailler Vertrag und dem Frieden von St. Germain bestimmten Grenzen in Mitteleuropa als unveränderlich zu gelten haben. Man weiß, daß Ungarn dagegen opponiert und bisher von Italien gestützt wurde. Nun ist aber eine Entente zwischen Frankreich und Italien nur dann möglich, wenn Italien sich vom Revisionismus abwendet. **Denn nur dann erhält Frankreich zu einem Bündnis mit Italien die Zustimmung der mit ihm verbündeten Kleinen Entente, die sich durch den Revisionismus Polens und Ungarns in ihren Grenzen bedroht fühlt.**

Es ist zu hoffen und nach dem Gang der bisherigen Verhandlungen anzunehmen, daß Italien bereit ist, für die wertvolle Freundschaft mit Frankreich auf die Begünstigung revisionistischer Bestrebungen zu verzichten.

Die politische Bedeutung der Moskauer Verhandlungen

Paris, 11. Dezember.

(Von unserem Korrespondenten)

Es gab hier niemand, der damit gerechnet hatte, daß die Verhandlungen, zu deren Führung Handelsminister Marchandeau nach Moskau gereist war, nicht zu einem guten Abschluß kommen würden, und darum ist die Befriedigung darüber allgemein, daß der Abschluß eines französisch-sowjetrussischen Handelsvertrages nur noch eine Frage der Zeit ist. Gewiß, der französische Handel ist dankbar für jedes Absatzgebiet, das sich ihm öffnet, und für jede Million Franken, um die sich der Wert der Ausfuhr nach Sowjet-Rußland steigert, wird zusätzliche Arbeit in diesem Lande geschaffen, in dem die Arbeitslosigkeit von Hunderttausenden den verantwortlichen Kreisen große Sorgen bereitet, aber der Wert des von Marchandeau und dem sowjetrussischen Kommissar für den Außenhandel unterzeichneten Protokolls liegt nach der Auffassung der hiesigen politischen Kreise darin, daß **die Beziehungen zwischen den beiden von ihnen vertretenen Mächten sich dadurch noch enger gestalten,** als dies bereits in den letzten Wochen der Fall war und am 5. Dezember in Genf in Erscheinung getreten ist.

Man weiß hier, daß eine starke Strömung in der Führung der deutschen Reichswehr die Annäherung an Rußland wünscht. Man begreift, daß es den braunen Machthabern, die bisher noch zu Rosenbergs Ostpolitik schwören, schwer fällt, eine solche Schwenkung vorzunehmen, aber man ist ebenso überzeugt, daß Hitler auch diese Schwenkung mitmachen und Alfred Rosenberg opfern würde, wenn er sich damit persönlich an der Macht halten könnte. Darum betreibt man hier gerade in den letzten Wochen — und nicht zuletzt nach Herrn von Ribbentrops Besuch bei Laval — die Annäherung an Rußland sehr energisch und sucht die Sowjetregierung, die von dem Besuch des Herrn von Ribbentrop im französischen Außenministerium nicht gerade sehr erbaut war, davon zu überzeugen, daß Frankreich kein doppeltes Spiel treibt. Die Bedeutung des Ribbentrop-Besuches war in der deutschen gleichgeschalteten Presse, wohl auf Anweisung von oben, so übertrieben worden, daß man in Litwinows Umgebung stutzig wurde, aber heute, wo Litwinow den Inhalt der Unterredung Laval-Ribbentrop genau kennt, ist jedes Mißtrauen beseitigt.

Diese Aufrichtigkeit der französischen Außenpolitik empfindet man in Moskau dankbar, und sie wird ein Echo in dem französisch-sowjetrussischen Handelsvertrag finden, mit dessen Ausarbeitung man sofort nach der Rückkehr von Marchandeau nach Paris im Handelsministerium beginnen und der vor allem die Wünsche der Textilindustrie berücksichtigen und zur Belebung dieses wichtigen französischen Industriezweiges beitragen wird.

Litwinow mit Humor

Zwischen Japan und Sowjet-Rußland bestehen bekanntlich mancherlei Spannungen. An sie erinnert folgender Vorgang: In der vorigen Woche sprach, wie man sich hier erzählt, in der Wandelhalle des Völkerbundsgebäudes in Genf eine junge Japanerin den russischen Außenminister Litwinow an und bat ihn um ein Autogramm für eine pazifistische japanische Frauenvereinigung. Nach kurzem Zögern griff Litwinow zum Füllfederhalter und schrieb folgenden Satz nieder: „Eine japanische Pazifistin macht noch keinen Frühling."

13. JANUAR

Für DEUTSCHLAND gegen HITLER

Der Anmarsch zum Abstimmungstage

3300 neutrale Soldaten

Genf, 12. Dez. In Genf ist jetzt die Verständigung über die nach dem Saargebiet zu entsendenden Truppen erfolgt. Baron Aloisi, der Präsident des Dreierausschusses, sandte den Regierungen Englands, Italiens, der Niederlande und Schwedens ein Telegramm, worin von folgenden Kontingenten die Rede ist: England 1500, Italien 1300, Niederlande 250, Schweden 250.

Der Ausschuß hat sich entschlossen, die englische Regierung zu bitten, den Kommandanten für die internationale Macht zu bezeichnen, die ihrerseits der Regierungskommission des Saargebietes unterstehen wird. Der Ausschuß empfiehlt weiter im Einklang mit seinem Unterausschuß den beteiligten Regierungen, die nötigen Maßnahmen zu ergreifen, damit die verschiedenen Kontingente

sich vor dem 22. Dezember d. J. im Saargebiet befinden.

Nach Aloisi sprach der französische Delegierte Massigli. Er sagte freie Beförderung der Truppen durch Frankreich zu und dankte den Vertretern Schwedens und Hollands für die Stellung von Truppen. Der schwedische und holländische Vertreter erklärten darauf, daß ihre Regierungen dem Rufe des Rates gern Folge geleistet hätten.

Darauf wurde die Entschließung einstimmig angenommen.

Am Schluß der Sitzung schlug der Präsident vor, mit Rücksicht auf die Saarabstimmung die nächste ordentliche Ratstagung bereits am 12. Januar einzuberufen, damit der Rat nötigenfalls einige Beschlüsse fassen könne. Dieser Vorschlag fand einstimmige Annahme.

London, 12. Dez. Generalmajor Brind, Kommandant der 4. Infanteriedivision, ist zum Oberbefehlshaber des internationalen Truppenkontingents für das Saargebiet ernannt worden. Der General ist bereits abgereist. Zu gleicher Zeit begab sich eine Abordnung Offiziere ins Saargebiet, um Vorbereitungen für die Ankunft der Truppen zu treffen. Die beiden englischen Regimenter, die ins Saargebiet gesandt werden, gehen am 18. Dezember ab.

„Auf den Tag!"

Christen, vor den Folgen der Volksabstimmung zitternd . . .

In einem sehr bemerkenswerten Aufsatz der Basler „National-Zeitung" (11. Dez.) heißt es:

„Wird, was so viele in Deutschland fürchten, Hitler, gestärkt durch den erhofften Wahlsieg an der **Saar, unter allen Gegnern seines Staates nach dem 13. Januar nochmals „fürchterliche Musterung" abhalten?** Die evangelische Kirchenopposition macht sich auf die schärfsten Repressalien (Schutzhaft, Gefängnis, Konzentrationslager) gefaßt, und kein Notbundpfarrer versäumte in seinen letzten Sonntagspredigten der Gemeinde darzustellen, daß die Zeit der großen Prüfung nicht etwa vorbei sei, sondern erst noch kommen werde. Verkündigte nicht der Berliner Dompfarrer Riehter in seiner vorletzten Sonntagspredigt — „viele von uns werden wohl zum letztenmal Advent feiern?" Pessimismus, aber auch Entschlossenheit, bis zum Letzten fest zu bleiben, verbreitete in kirchlichen Oppositionskreisen Reichsminister Fricks vor einigen Tagen in Stuttgart gehaltene Rede, darin dieser hohe Beamte die Gegner des Staatskirchenregiments verdächtigte, sie seien lauter verkappte Reaktionäre, aber der Staat werde sich seiner Feinde, **wenn nötig, mit den äußersten Mitteln erwehren.** Die Opposition müsse finanziell „ausgehungert" werden, der Staat werde der Bekenntniskirche keinen Pfennig überweisen lassen und Zuwiderhandelnde aufs schärfste strafen."

Am Schlusse des aus Berlin datierten Artikels heißt es:

„Hier stehen Männer, Abenteurer, **für die zum Beispiel das Schießen und Erschossen werden zum Metier gehört (siehe 30. Juni!)**: drüben aber, gerade in der Reichswehr, stehen Herren bester Lebensart, die es für unter ihrer Würde hielten, Sbirren mit hinterrücks gezückten Pistolen auszuschicken. Das ist wesentlich. Auf dem Spiel steht freilich das Schicksal des großen und von uns allen respektierten deutschen Volkes, das das Experiment dieses als Autoritätsstaat höchster Form „getarnten" Regimes der sich heimlich bekämpfenden Autoritäten wohl bis zur Neige wird auskosten müssen."

Dieser pessimistischen Auffassung sind wir nicht. Darum halten wir die Saar gegen das „dritte Reich", um wenigstens hier den Einbruch der mordenden und rivalisierenden „Abenteurer" zu verhindern.

Die christliche Volksfront

Im „Neuen Vorwärts" in Prag nimmt H. E. in einem längeren Aufsatz zur Gründung des „Volksbundes für christlich-soziale Gemeinschaft" im Saargebiet Stellung. Er schreibt u. a.:

„Es mag gewiß so sein, daß für viele Katholiken religiöse Bedenken bestehen, sich an der Saar in die sozialistisch-kommunistische Freiheitsfront einzugliedern. So richtig das sein mag, so wesentlich bleibt aber auch, daß doch zutiefst die neue Bewegung nicht aus konfessionellen Gewissensnöten, sondern eben aus der sozialen Problematik und Aufgabenstellung heraus erwachsen ist, die gerade an der Saar, wo Röchling: Schlote rauchen, niemand übersehen kann und wo man so oder so optieren muß! Es gilt wesentlich (das Manifest besagt das ganz ausdrücklich) **dem Kampf „gegen die Entrechtung der Arbeiter und Angestellten" durch das „dritte Reich"!"** Das ist ein Motiv, das durchaus jenseits der religiösen Trennungen liegt. Darum wendet sich der Volksbund ja auch deutlich gleichzeitig an die evangelische Bevölkerung, die Hitler und seinem Tun entscheidenden Widerstand entgegensetzen will.

Nur also unter weitesten sozialen, wenn gewiß auch nicht unter sozialistischen Gesichtspunkten, kann erfaßt und verstanden werden, was sich am 30. November an der Saar geschichtlich vollzog. Es ist eine Hoffnung, die auch, uns deutsche und internationale Sozialisten, über alle Weltanschauungstrennungen hinaus in stärkstem Maße angeht!"

Die gleichgeschaltete Presse berichtet u. a.:

Von den etwa 530 000 Abstimmungsberechtigten haben nicht weniger als 55 000 außerhalb des Saargebietes ihren Wohnsitz; davon 48 000 im Deutschen Reich, 2000 im sonstigen Europa und in Uebersee und schließlich nur etwa 5000 in Frankreich.

Eine ganze Reihe von Abstimmungsberechtigten haben sich schon vor einiger Zeit in Marsch setzen müssen, um rechtzeitig zur Stelle sein zu können. Man bedenke, daß etwa 900 Abstimmungsberechtigte in Nordamerika und Canada und 210 in Mittel- und Südamerika wohnen. Aus Afrika und Asien werden etwa 30 Abstimmungsberechtigte erscheinen; darunter Missionare aus dem Missionshaus St. Wendel. Schon am 15. Dezember werden die ersten Abstimmungsberechtigten aus Afrika in Hamburg eintreffen. Soweit es sich bisher übersehen läßt, werden nicht weniger als 14 Dampfer aus Uebersee Abstimmungsberechtigte in die Heimat bringen.

Aber auch in Europa gibt es kaum ein Land, in dem nicht der eine oder andere abstimmungsberechtigte Saardeutsche wohnt. Es werden kommen aus Holland 280, Luxemburg 360, Schweiz 70, Belgien 44, Spanien 43, Oesterreich 27, Italien 33, England 17, Polen 10, sowie aus zahlreichen anderen europäischen Ländern.

Es wurde schon erwähnt, daß aus Frankreich insgesamt nur 5000 Abstimmungsberechtigte kommen werden. Von diesen 5000 kommt etwa die Hälfte aus den unmittelbar benachbarten lothringischen Gebieten; z. B. 500 allein aus Stiringen.

Die größte Verkehrsaufgabe, die zu bewältigen ist, besteht darin, die 48 000 Abstimmungsberechtigten aus dem Reich nach dem Saargebiet zu schaffen. Zu diesem Zweck sind jetzt bereits 57 Sonderzüge vorgesehen. Der endgültige Fahrplan muß erst in einer jetzt im Gang befindlichen Konferenz der deutschen Reichsbahndirektionen festgelegt werden. Am Tage vor der Abstimmung, also am 12. Januar, werden in der Zeit von 8 bis 16 Uhr nicht weniger als 46 Sonderzüge auf dem Endbahnhof Saarbrücken eintreffen. Diese Züge werden zum Teil schon in der Nacht vom Freitag zum Samstag abfahren müssen. Tausende von Saardeutschen werden sich daher schon am Freitag in Marsch setzen müssen. Denn die Züge werden alle nur von größeren Städten abgehen; jeder dieser Züge nimmt die Abstimmungsberechtigten aus einem weiten Hinterland auf. Bei den Fernzügen ist vorgesehen, daß ein Aufenthalt von 40—50 Minuten am Rhein als Verpflegungspause eingelegt wird.

Am 12. Januar werden die Züge von folgenden Abgangsstationen in Saarbrücken einlaufen: Von Berlin 4 Züge, von Hamburg, Frankfurt a. M., Aachen, Koblenz, Freiburg i. Br., München je zwei Züge und von den Stationen Breslau, Leipzig, Halle, Dresden, Magdeburg, Hannover, Münster i. W., Kassel, Gießen, Wiesbaden, Dortmund, Essen-Ruhr, Wanne-Eickel, Oberhausen, Duisburg, Hamborn, Düsseldorf, Krefeld, Wuppertal, Gelsenkirchen, Bonn, Bingerbrück, Simmern, Heidelberg, Aschaffenburg, Nürnberg, Stuttgart, Ohligs je ein Zug.

Diese 46 Züge werden am Montag, dem 14. Januar, in der Zeit von morgens 10 Uhr bis hinein in die späten Abendstunden wieder von Saarbrücken in die Heimat abfahren.

Die übrigen 11 Sonderzüge werden erst am 13. Januar selbst, also am Sonntagmorgen zwischen 6 und 8 Uhr, in Saarbrücken ankommen. Es sind dies 3 Züge von Trier sowie je ein Zug von Kirn, Odernheim, Glan, Zweibrücken, Kaiserslautern, Ludwigshafen, Neustadt a. d. Hdt., Landau und Birkenfeld-Neubrücke.

Diese am Sonntag erst eintreffenden Züge werden bereits am gleichen Sonntag nach 10 Uhr abends wieder zurückfahren.

Wenn Abstimmungsberechtigte schon vorher, aber nach dem 27. Dezember ins Saargebiet einreisen wollen, bedürfen sie nach den neuen Verordnungen einer besonderen Einreisegenehmigung der Regierungskommission. Die Abstimmungsberechtigten selber müssen unter allen Umständen im Besitz eines Reisepasses und des Abstimmungsausweises sein, der, wie wir erfahren, auf Banknotenpapier hergestellt wird, um Fälschungen zu vermeiden. Diese Ausweise werden den Stimmberechtigten zugestellt werden.

Von den 48 000 Zureisenden werden nicht weniger als 18 000 aus dem Rheinland und etwa 5500 aus der benachbarten Pfalz kommen. Weiter werden kommen aus Berlin 1700, aus Ostpreußen 206, aus Danzig 15, von Eupen-Malmedy etwa 40, aus Steiermark 20 aus Schlesien etwa 600. Sämtliche deutschen Großstädte stellen ein großes Kontingent. Es seien nur einige Städte herausgegriffen: Köln 1426, Frankfurt a. M. 1236, Gelsenkirchen 364, Essen 570, Duisburg 897, Düsseldorf 1219, Bonn 585, Trier 1832, Aachen 1100, Wiesbaden 523, München 693, Mannheim 572, Karlsruhe 237, Mainz 286, Hamburg 510 usw.

Eine besonders große Aufgabe wird auch die Lösung des Verkehrsproblems am 13. Januar sein. Bekanntlich müssen ja die ansässigen Stimmberechtigten dort abstimmen, wo sie am 28. Juni 1919 gewohnt haben. Das wird zu einer großen Binnenwanderung innerhalb des Saargebietes führen. Genaue Zahlen kann man deshalb noch nicht angeben, weil die entsprechenden Verfügungen der Abstimmungskommission noch nicht vorliegen. Es ist immerhin mit der Möglichkeit zu rechnen, daß 120 000 der jetzt im Saargebiet wohnhaften Abstimmungsberechtigten eine solche Reise werden antreten müssen.

„Ein Verbrecher brüstet sich am Rundfunk"

Ein scharfer Protest der Abstimmungskommission gegen die deutsche Rundfunkpropaganda

Saarbrücken, 12. Dez. Die Abstimmungskommission verbreitet folgende amtliche Verlautbarung:

„Die Abstimmungskommission hat mit Entrüstung davon Kenntnis genommen, daß über den Reichssender Stuttgart, offenbar in der Absicht, Agitationstätigkeit im Saargebiet für die Abstimmung auszuüben, Einzelheiten über den Einbruch verbeitet werden, den der Privatsekretär Joseph Hild am Geldschrank des Herrn Grubeningenieurs Rossenbeck verübt hat.

Gegenüber der Art und Weise, wie diese verbrecherische Tat ausgeführt worden ist, und dem Ton, in dem sie von einem Teil der saarländischen Presse vor die Oeffentlichkeit gebracht wurde, kann die Kommission nur ihren schärfsten Tadel aussprechen.

Ganz verständnislos aber steht sie der Tatsache gegenüber, daß ein so empörendes Vorkommnis zu Agitationszwecken über den Reichssender verbreitet wird. Daß man Mitteilungen aus solch trüber Quelle mit dem größten Mißtrauen begegnen muß, ist selbstverständlich.

Da die Kommission bei dem Reichssender selbst nichts unternehmen kann, muß sie jetzt wohl erneut die Frage erörtern, ob **die öffentliche Verbreitung im Saargebiet dessen, was über die Reichssender verbreitet wird, verboten werden muß.**

Die Abstimmungskommission hatte schon mehrmals Anlaß, diese Frage in Erwägung zu ziehen, hatte sie jedoch letzten Endes wieder lassen, da eine allgemeine Entspannung eingetreten zu sein schien. Eine öffentliche Verbreitung von

Nachrichten über verbrecherische Taten

in der Weise, daß der Verbrecher sich mit seiner Tat brüsten darf und die in einem Teil der Presse mit einem gewissen Ton des Einverständnisses und der Billigung behandelt werden, kann die Kommission jedoch nicht ohne Gegenmaßnahmen dulden."

Die Abstimmungskommission hat bisher gegenüber den braunen Terror- und Propagandamethoden größte Zurückhaltung geübt. Um so größeres Gewicht hat diese Erklärung. Sie übertrifft an Schärfe im Ton und in der Sache fast alle amtlichen Kundgebungen der Saar-Autoritäten. Der Anlaß war allerdings beispiellos. Man muß es selbst mit angehört haben, mit welcher Selbstgerechtigkeit ein Geldschrankknacker sich seiner infamen Tat rühmen durfte, und mit welchem Behagen der Rundfunksprecher den kriminellen Mann, der mit Nachschlüsseln „arbeitete", als künftigen Nationalhelden präsentierte.

Das war selbst der loyalen Abstimmungskommission zu viel!

Eine verdächtige Eingabe

Die braune Front gegen die zentrale Stimmenzählung

Eine merkwürdige Eingabe hat die „deutsche Front" an die Abstimmungskommission gerichtet. Bekanntlich ist eine zentrale Feststellung des Abstimmungsergebnisses, vermutlich in Saarbrücken, geplant — eine einfache Selbstverständlichkeit angesichts der Möglichkeit örtlicher Reibungen in einem vom politischen Fieber erfaßten Lande.

Die „deutsche Front" erklärt erstaunlicherweise jetzt in der erwähnten Eingabe, daß tatsächlich

„durch die Zählung aller Stimmergebnisse an einer Zentralstelle die Feststellung des wahren Abstimmungsergebnisses aufs äußerste gefährdet werde."

Worauf die „deutsche Front" hinaus will, zeigt folgender Passus:

„Es gibt weder theoretisch noch praktisch einen sicheren Schutz dagegen, daß auf dem Transport und während der Aufbewahrung der Urnen bis zur Zählung eine Urne geraubt oder ein Austausch einer Urne mit einer anderen nachgemachten, mit gefälschtem Inhalt versehenen stattfinden kann. Die Erfahrung, die wir gemacht haben, seitdem im Saargebiet Emigranten Asylrecht genießen und sogar in der Polizei beschäftigt werden, erfüllt uns jedenfalls mit äußerstem Mißtrauen. Uns ist auch keine Wahl in der Welt bekannt, bei der die Feststellung des Wahlergebnisses einer späteren Zählung vorbehalten worden ist."

Das ist seltsam. Im Saargebiet werden neben der Polizei noch mehrere tausend Mann neutraler Soldaten vorhanden sein. Sie alle sollen nicht die Möglichkeit haben, die Urnen gegen „Emigranten" zu schützen. Diese Emigranten dürften, so vermuten wir, an jenem Tage etwas andere Gedanken haben, als in die Gewehre der überaus stark bewaffneten Macht zu laufen.

Die Herrschaften der braunen Front suchen andere hinter dem Busch, hinter dem sie selber sitzen. Ihre dreiste Behauptung läßt die Vermutung zu, daß sie sich die Art der Nachkontrolle des Wahlergebnisses etwas anders vorgestellt hatten.

Bei den Bürgermeistereien kennt man so gut seine Leute. Man kann leichter übersehen, aus welcher Ecke die Status-quo-Stimmen kommen. Man kann schneller und wirksamer bestimmte Terror-Signale geben, an Hand der längst vorhandenen Listen von „Separatisten" und „Landesverrätern".

Sehr gut waren die Leute von der braunen Front bei der Abfassung ihrer neuen Eingabe nicht beraten. So arglos ist die Abstimmungskommission nicht, als daß sie hinter den Argumenten der „braunen Front" nicht die wirklichen Gründe für diesen Vorschlag vermutet!

„Schatten schwerer Enttäuschung"

Der neue schlesische Gauleiter als Pessimist

Breslau, 12. Dez. Der neue kommissarische Gauleiter Schlesiens, Joseph Wagner, veröffentlicht einen Aufruf, in dem es u. a. heißt: „Der Führer hat mir nach Schlesien gerufen. Von jetzt ab ist mir die weitere Aufgabe gestellt, gemeinsam mit euch, Parteigenossen und Parteigenossinnen, an dem Werk zu schaffen, dem wir uns mit Leib und Seele verschrieben haben. Hinter uns liegt ein langer Weg bitterer Kämpfe. Um uns breiten sich die Schatten herber Enttäuschungen und tragischer Menschenschicksale, vor uns liegt eine Zukunft, die aus der Gegenwart verstanden sein will, damit wir und die, die nach uns sind, sie einmal meistern können . . .

Ein „Vorwärts" überschriebener Leitartikel der „NS. Schlesischen Tageszeitung" streift noch einmal die Ablehnung Helmut Brückners. Dort heißt es: „Der Führer hat über Helmut Brückner ein hartes Urteil gesprochen, das jedoch nicht anders als gerecht sein kann. Ein Nationalsozialist fragt nicht nach den Gründen, weil er weiß, daß sie der ganzen Schwere dieses Urteils entsprechen müssen, in welcher Richtung sie auch liegen mögen. Ausgangspunkt allen Denkens und Handelns ist für uns der Befehl des Führers und sonst nichts. Man wird es keinem verdenken, wenn er von der Tragik eines Menschenschicksals berührt wird. Mancher, der vielleicht früher nicht laut genug „Hosianna" rufen konnte, wirft später oft die ersten Steine. Das ist genau so unwürdig, wie es für einen schlesischen Nationalsozialisten undenkbar wäre, auch nur einen Augenblick lang im Kampfe zu zögern."

„Gerüchtemacher"

Die Rache des Gauleiters

Das Kölner Sondergericht hatte heute in Koblenz in elf Fällen gegen die Gerüchtemacher zu verhandeln. Sämtliche Angeklagte wurden beschuldigt, volksschädigende Gerüchte verbreitet zu haben, die das Ansehen des Gauleiters und der NSDAP. in hohem Maße geschädigt hätten. Der Staatsanwalt erklärte, daß in Koblenz eine systematische Hetze eingesetzt habe, mit dem Ziele, höchste Personen des Gaues in den Schmutz zu ziehen, obwohl sie sich in unermüdlicher Arbeit mit ihrer ganzen Kraft eingesetzt. Es seien exemplarische Strafen am Platz, da die Gerüchte das Vertrauen zur Regierung aufs schwerste schädigten.

Im Laufe des Vormittags erschien auch Gauleiter Simon selbst, der als Nebenkläger durch einen Anwalt vertreten wurde. Gauleiter Simon erklärte, daß die Prozesse und der gerichtliche Schutz nicht nur ihm gälten; diese Gerüchtemacher seien staats-, volks- und bewegungsschädigende Elemente, die die Arbeit selbst schädigen wollten. Sie wollten das Vertrauen des Volkes zum Führer und Reichskanzler und seinen Vertretern untergraben und verdienten daher strenge Strafen.

Bei sämtlichen Verurteilten erkannte das Gericht etwa in Höhe der vom Staatsanwalt beantragten Strafen. Im ganzen wurden 71 Monate Gefängnis für zehn Angeklagte verhängt. Die Strafen bewegten sich zwischen drei Wochen und einem Jahr sechs Monaten Gefängnis. Ein Angeklagter wurde freigesprochen.

Sehr interessant. Nur erfährt man leider nicht, was die bösen Menschen eigentlich über die guten Nazibonzen erzählt haben.

Wegen passiver Resistenz

Wie der „Angriff" mitteilt, wurde ein Studienrat in Marienberg mit sofortiger Wirkung beurlaubt, weil er sich geweigert habe, am „Tage der nationalen Solidarität" für das Winterhilfswerk mitzuarbeiten.

„Unschuldige Reklameblätter"

Die illegale Propaganda

Paris, Anfang Dezember 1934.

(Von unserem Korrespondenten)

In die „Unterwelt", das unterirdische Deutschland haben sich die mutigsten Vertreter jener Opposition geflüchtet, die die deutsche Polizei zu Tode hetzt. Von ihrem Kampf im Dunkeln erzählt uns Xavier de Hauteclocque in seiner im „Gringoire" veröffentlichten Reportage „Nationalsozialismus oder Sozialismus? Hitler am Scheidewege."

Kein großes Ereignis, aber es wirft doch ein eigenartiges Licht auf diesen rücksichtslosen, verborgenen, stummen, sich still im Dunkeln abspielenden Kampf auf Leben und Tod, den die Opposition gegen die Hitlerpolizei führt. Ein recht komisches oder vielleicht sehr schreckliches Beispiel dafür:

Einige Sekunden lang hatte ich von diesem ganz geringfügigen und doch deutlichen Drama gar nichts gemerkt. Dann begriff ich, daß ein vom Winde weggewehtes Blatt Papier ein Menschenleben hätte mitnehmen können.

Wir Dr Benediktus und ich, nahmen den Tee im „Paradies" (Kies Edenhotel — Die Red. d. „D. F."), einem eleganten Tanzlokal, das ziemlich weltbürgerlich ist, auf der Terrasse eines Riesengebäudes, das den Zoologischen Garten überragt. Jurist von großem Ansehen, Spezialist in internationalen Prozessen, besitzt mein Begleiter ein großes Vermögen und hervorragende Beziehungen. Ihnen hat er es zu verdanken, daß er nicht wie so viele andere jüdische Anwälte boykottiert wird, die sich heute in schlimmer Lage befinden. Denn Dr. Benediktus ist Jude.

Unnütz zu sagen, daß er sich korrekt verhält. Ich kenne ihn seit langer Zeit. Vor dem Siege der Nazis kümmerte er sich nicht um Politik. Jetzt legt er für die braune Diktatur einen wohl etwas übertriebenen Respekt an den Tag.

Diese Einzelheiten sind wichtig.

*

Der Doktor setzt mir mit großer Objektivität den Geist der neuen Hitlergesetzgebung auseinander. Um einige bedenkliche Punkte genauer zu erklären, nimmt er Papiere aus seiner Aktentasche, stapelt sie auf dem Tisch auf. Ein Gewitter zieht über Charlottenburg herauf, dessen prachtvolle alte Bäume, um die sich in der Ferne der Rauch aus den Fabriken herumzieht, von unseren zehn Stockwerken überragt werden. Windstöße ziehen warm und drückend vorüber.

„Wie das Wild im Zoo brüllt!" sagt der Doktor. „Dieses Rufen der Wüste, gemischt mit dem Geflüster der schönen Frauen und dem Lärm einer Riesenstadt, welch ein Coctail! Das haben Sie nicht in Paris." Er lacht. Im Fluge hascht er einige seiner juristischen Dokumente, die ein Windstoß wegtreibt. Aber fünf oder sechs Stückchen Papier entgehen ihm, flattern hierhin und dorthin, fallen auf einen unbesetzten Tisch, gleiten auf den vom Tanz funkelnden Fußboden. Ein Geschäftsführer bringt sie feierlich zurück. Aus Versehen nehme ich sie.

Es ist nicht erstaunlich, daß das Zeug so weit wegfliegt. Man könnte meinen, es seien Hefte mit Zigarettenpapier. Mit bedrucktem Zigarettenpapier. Auf dem ersten Blatt ist ein Rasierapparat abgebildet, dann folgen Seiten mit Text in Zwergbuchstaben. Der Doktor nimmt eins der kleinen Hefte, blättert darin. Ohne zu überlegen, wie dumm meine Frage ist, sage ich: „Interessieren Sie sich denn für Reklame in Rasierapparaten?"

„Ich," erwidert er lachend, „Sie scherzen." Ein ganz heiseres Lachen. „Gehören diese Papiere dem Herrn nicht?" fragt der Oberkellner, der noch an unserem Tische steht, denn der Vorgang hat nicht länger als dreißig oder vierzig Sekunden gedauert. „Doch," erwidert der Doktor, „ich danke Ihnen."

Der Oberkellner verschwindet. Ich betrachte meinen Tischgenossen mit dem unbestimmten Ausdruck, daß da etwas Seltsames und Ernstes vor sich gegangen ist. Er zerreißt fieberhaft das bedruckte Papier, steckt die Fetzen in seine Taschen und steht auf. Dabei fragt er kurz: „Würde es Ihnen recht sein, mit zu mir zu kommen?"

*

Der französische Journalist erzählt nun, wie sie beide in dem Junggesellenheim des Rechtsanwaltes Platz nehmen und dieser seinen Gast fragt: „Kann ich auf Ihre Verschwiegenheit rechnen, lieber Freund?" — „Sie beleidigen mich, Herr Doktor." — „Danke."

Ich würde mich noch heute fragen, so fährt Hauteclocque fort, warum sein Händedruck so warm war, wenn er nicht hinzugesetzt hätte: „Diese verteufelte, diese infame rote Propaganda schleicht sich überall ein. Halten Sie sich fern von jeder Politik, zeigen Sie sich dem Regime gegenüber loyal, es hilft nichts. Flugschriften werden durch Ihre Türe gesteckt, Sie finden welche in Ihren Briefkasten, unter ihren intimsten Papieren." Mit müdem Blick fügt er hinzu: „Glauben Sie, daß ich nicht vom Gericht zurückkommen kann, ohne in meinen Taschen diese gefährlichen Schriften zu finden, von denen ein einziges Stück, wenn man von der Polizei überrascht wird, jahrelanges Gefängnis und die Enteignung des gesamten Vermögens einbringt."

Unter den unschuldigen Reklameblättern für einen Rasierapparat verbergen die Hefte, mit Zigarettenpapier geschickteste und leidenschaftlichste marxistische Propaganda. Giftpillen. Auf der ersten Seite steht eine harmlose Reklame, dann folgt eine sich ständig verschärfende Kritik der Diktatur, die schließlich mit Rufen zum bewaffneten Aufstand endet.

„Aber, Herr Doktor, ahnen denn Sie nicht, wer Ihnen diese Bombengeschenke in Papierhülle macht?" Schulterzucken: „Vielleicht mein Sekretär, weil er auf meine Nachfolgerschaft spekuliert. Meine Geliebte, wenn sie glauben sollte, daß ich sie betrüge. Mein bester Freund, wenn er mit einer Belohnung rechnen sollte dafür, daß er mich zur Anzeige bringt. Ich fürchte jedermann."

Gewiß, er scheint ehrlich zu sein. Und doch kommt mir ein unwahrscheinlicher und schrecklicher Gedanke. Sollte der reiche, der friedliche Doktor Benediktus im Bilde sein? Sollte er selbst zu der gewaltigen, der unsichtbaren Verschwörung gehören?

„B'n ich denn a Hund?"

Auch eine Auffassung vom „dritten Reich"

In München wurde eine Hausfrau wegen schlechter Behandlung ihrer Dienstmädchen in Schutzhaft genommen. Es handelt sich dabei um die Gattin einer angesehenen und bekannten Persönlichkeit, deren Namen eben mit Rücksicht auf ihre Familienangehörigen nicht genannt wird. Die Polizei hat auf Grund einer Anzeige die zwölf Dienstmädchen, die in letzter Zeit in raschem Wechsel bei ihr in Stellung waren, vernommen, und aus ihren Aussagen ergab sich, daß, wie es im Polizeibericht heißt, „ein Einschreiten gegen diese Dienstherrin vom Standpunkt des nationalsozialistischen Staates unbedingt notwendig war". Es habe sich nämlich gezeigt, daß die etwas nervöse Frau ihre Mädchen abfertigte, sie teilweise von morgens fünf Uhr bis abends elf Uhr arbeiten ließ und ihnen nur karges Lohn und mangelhafte Verpflegung gab. Wenn große Wäsche war, wurden die Mädchen tagsüber im Waschhaus eingeschlossen. Einem Mädchen, das an die Hausfrau die in solchen Fällen hier landesübliche Frage richtete: „Bin ich denn a Hund?" wurde erwidert: „Seien Sie ruhig; im Dritten Reich hat ein Dienstmädchen nicht eine solche Frage zu stellen, sondern zu gehorchen."

Bayrisches Allerlei

Bouhler, Schmidt und die Witwe

Der „Führer" hat sich eine „Kanzlei" eingerichtet, zu ihrem Vorstand hat er den „Reichsleiter" Philipp Bouhler bestellt, was selbstverständlich der deutsche Steuerzahler finanzieren muß. Damit findet eine Komödie ihren Abschluß, die bei den männlichen und weiblichen Nazi-waschweibern in den letzten Monaten viel Staub aufgewirbelt hat. Kennte man nur sie, so wußte man über das Wesen des „dritten Reichs" Bescheid.

Bouhler, ein erst 35jähriger Mann, verkrachter Student, fand in der Nazibewegung Unterschlupf, als ihm das Studium zu lange dauerte und zu wenig kurzweilig war. Er war schon 1921 beim „Völkischen Beobachter". Nachdem er sich während des Verbots der Nazipartei um deren getarnte Organisation Meriten erworben hatte, machte ihn Hitler nach Aufhebung des Parteiverbots zum „Reichsgeschäftsführer". Hinter dieser großartigen Bezeichnung steckte aber nur wenig, in der Hauptsache die Verwaltung des Braunen Hauses und insbesondere die Kontrolle der Parteipost. In der Zeit des oppositionellen Anwachsens der „Bewegung" war dieses immerhin ein Vertrauensposten. Nachdem die Nazi den Staatsapparat sich erschwindelt hatten, wurde die Stelle völlig nebensächlich.

Bouhler ließ sich zur Aufbesserung seines nicht sehr bedeutenden Parteieinkommens jahrelang von einer Münchener älteren, dafür aber sehr wohlhabenden Witwe aushalten. Allein er liebte nicht nur das Geld, sondern auch das Leben, und so bekam er „Sexualkomplexe". Er begab sich in die Behandlung eines Freundes, des Arztes Dr. Schmidt in München, den man im Volksmund den „Massage-Schmidt" nennt. Dieser sagte ihm, wenn er sich nicht von seiner Alten trenne, werde er seine Komplexe nie los, er brauche zu seiner Heilung etwas Jüngeres. Er stellte ihm eine junge Krankenschwester vor, die er für geeignet zur Beseitigung der Komplexe ansah. Die Schwester gefiel dem Herrn Reichsleiter, er verließ das Haus der Witwe, zog mit der Schwester zusammen und weg waren die Komplexe.

Eine junge Freundin kostet Geld und der Büroposten im Braunen Haus war ohnehin nicht mehr befriedigend. Die Stelle des Münchener Polizeipräsidenten war vakant, seitdem der frühere Polizeipräsident Schneidhuber am 30. Juni auf Betreiben seines vorgesetzten Innenministers Wagner gekillt worden war. Was war da einfacher, als dem durch das Fehlen der Witwenrubel geldbedürftigen Bouhler einen Staatsposten zuzuschanzen und ihn zum Präsidenten der Polizeidirektion der drittgrößten deutschen Großstadt zu machen, ohne daß Buhler eine Stunde seines Lebens im Polizeidienst gestanden wäre? Das Gesindel, das Deutschland eine neue Ehre, eine neue Gesinnung und vor allem eine neue Sauberkeit geben wollte, brachte diese Meisterleistung der Parteibuchkorruption spielend zuwege.

Soweit wäre die Sache ganz gut gegangen, wenn nicht gleich Bouhler auch die ältliche Witwe die einflußreichsten **Nazibeziehungen gehabt hätte. Sie sann auf Rache, lief** treppauf und treppab von einer Nazistelle zur anderen. Irgend jemand hatte ihr gesagt, der Massage-Schmidt habe Beziehungen zu Otto Strasser, habe diesem auch schon Geld geschickt. So wurde der Massage-Schmidt das erste Opfer beleidigenden Geschlechtsneides, auf Grund Denunziation der Witwe kam er in „Schutzhaft" und ist nun schon monatelang eingesperrt. Schließlich ging der Druck der Witwe so weit, daß auch der mächtige Bouhler Sorge haben mußte und auf einen Wink von oben das Konkubinat mit der Krankenschwester aufgab. Um die „Moral" zu retten, mußte er ein Gänschen aus der bayrischen bürgerlichen Gesellschaft heiraten. Die illustrierten Gazetten des Hitlerreiches brachten herzbewegende Abbildungen des herrlichen jungen Würdenträgers und seiner lieblichen Braut, Prachtmaterial für des Herrn Heß Byzantiner-Erlaß. Allerdings war die Trauung keine ganz einfache Sache, man hatte Furcht, daß die militante Witwe sich etwa so benehmen könne wie ein deutscher Christ zu einem Anhänger der Bekenntniskirche, und es war deshalb ein großes Aufgebot von SS. bestellt, das während der Trauung die erforderlichen Absperrungen vornahm, sicherlich eine Staatsaufgabe, die öffentlichen Machteinsatz rechtfertigte.

Immerhin war der Herr Reichsleiter durch die ganze Sache bei den Wissenden so ramponiert, daß man ihn die Polizeipräsidentenstelle nicht antreten lassen konnte. Er wurde auf einen untergeordneten Parteiposten nach Berlin „befördert" und war damit zunächst dem Bereich der Witwe entrückt.

Wenn der „Führer" jetzt eine „Kanzlei" für den Bouhler geschaffen hat, in der er, wie ehedem im Braunen Haus, die Post öffnen, den Beschwerdestunk verarbeiten und ähnliche „Verwaltungs"-aufgaben erledigen darf, so spricht das dafür, daß man versucht, die Münchener Blamage rasch vergessen zu machen. Das ist aber nicht so einfach, wie der „Führer" zu glauben scheint, denn zu viele Leute wissen davon und es muß deshalb wohl wieder erst ein 30. Juni kommen, damit Bouhler und der „oberste Gerichtsherr" einmal die Witwe aus Versehen schlachten lassen können . . . . Für den armen Massage-Schmidt, dessen Patienten aus Angst vor noch stärkerer Massage sich schon zum großen Teil verlaufen haben sollen, bildet das nue Avancement Bouhlers vielleicht einen Hoffnungsstrahl.

Volksgemeinschaft in München

In der Nacht vom 11. auf den 12. November 1934 kam der bayrische „Innenminister" Wagner kurz vor der Polizeistunde in das Münchener Cafe Luitpold, wo damals die Kapelle Ette konzertierte. In dem Kaffeehaus war schon alles dabei, die Stühle auf die Tische zu stellen und aufzuräumen. Der Herr Minister hatte aber noch Durst und da er gerade niemand umzubringen hatte, auch Zeit. Er wollte nicht allein saufen, weshalb er, wie sich das für einen leutseligen Mann ziemt, die ganze Kapelle, die Kellner und die Küchenmädchen zum Mithalten einlud. Trotz der Polizeistunde blieb der Polizeiminister mit seinen zahlreichen Gästen **bis morgens 6 Uhr sitzen. Nicht wenige waren so besoffen, daß sie am Schluß nicht mehr aufstehen konnten,** eine wahre Augenweide für einen nationalsozialistischen Ordnungsminister. Am Schluß des Saufgelages zog der ministerielle Gastgeber mit großer Geste die Brieftasche aus der Tasche und zahlte die Zeche mit ungefähr dreihundert Mark. Würde Herr Wagner nicht gut tun, die pathetischen Verbote des öffentlichen Saufens und Prassens, die der „Führer" nach dem 30. Juni losließ, einmal zu überstiegen? Oder gelten diese nur für das Volk?

Jüdischer Nazi

Die „Gemütlichkeit", die durch Wagners Saufgelage illustriert wird, hat auch die Groteske möglich gemacht, daß in Bayern ein verjubelter „Richtarier" als Scharführer der SA. herumläuft. Der Standartenführer Höfelmeier von Bad Tölz ist Besitzer einer Faltbootwerft. Der 100-prozentige „Nichtarier" Model zu Tölz ist als begeisterter Faltbootführer ein guter Kunde des Herrn Standartenführers. Der jüdische Vater Model finanziert, um die Leidenschaft seines Sohnes und zugleich sein Fortkommen im „dritten Reich" zu fördern, einen Tölzer Kajakklub und damit wieder mittelbar das Geschäft des Standartenführers Höfelmeier. Nach dem Grundsatz „Gemeinnutz geht vor Eigennutz" überzeugte sich Höfelmeier infolgedessen, daß der Jude Model zu einer Führerstellung in Hitlers SA. qualifiziert sei und machte ihn zum Scharführer. Models Schlachtruf lautet: „Heil Hitler, hinaus mit uns!"

Münchener Spielplan

Das bayrische Staatstheater hat nicht nur die Judenwerke „Hoffmanns Erzählungen", „Hugenotten", „Bajazzo" vom Spielplan abgesetzt, sondern auch Bizets „Carmen" im Taumel höchster Kriegspsychose: „Wie lange darf noch die französische Dirne Carmen das Herz der deutschen Hausfrau vergiften?" Damals war die Staatsoper schwerhörig. Nun ist es endlich erreicht!

Lob der Tüchtigkeit

Von einem preußischen Volksschullehrer wird erzählt, er habe bei einem Gehalt von 250 Mark durch eisernen Fleiß und eiserne Sparsamkeit in drei Jahren eine Million gespart. Offenbar ebenso scheint es Herrn Heinrich Himmler, dem Gewaltigen der Gestapo, zu ergehen. Bis zu seinem Aufstieg zum Münchener Polizeipräsidenten im Jahre 1933 war Himmler, der Sohn eines Münchener pensionierten Oberstudiendirektors und das Sorgenkind seines gebildeten Vaters, gänzlich vermögenslos. Nach dem Naziprogramm darf bekanntlich kein Staatsfunktionär mehr als höchstens 1000 Mark im Monat verdienen. So kann es wirklich nur eiserne Tugend Himmler möglich gemacht haben, vor kurzem eine Villa im bayrischen Oberland (in Tegernsee) käuflich zu erwerben und den Kaufpreis von 67 000 Mark beim Notar bar auf den Tisch zu legen. Vielleicht erzählt Herr Himmler einmal von den spartanischen Entbehrungen, die ihm ein solches Spartempo möglich machten. Wie hätte man solch enorme Tüchtigkeit bei einem **Minister des marxistisch-liberalistisch-römisch-jüdischen Untermenschensystems genannt?**

Old Schatterhand

Von Praeceptor

Man rühmt vom „Führer", daß einige Bände Karl May zum eisernen Bestand seines Reisekoffers gehörten. Karl May, ein Landsmann des Philosophen des Uebermenschen, hat in vielen erdichteten Reiseschilderungen der deutschen Jugend zwischen 11 und 14 den Uebermenschen in exotisch bunten Bildern gemalt. Meistens in der Ichform. Er selber ist Held und Tugendbold von nie besiegbarer Stärke, von nie besiegter Kunst im Fährtenlesen, Schießen, Reiten, Lassowerfen- Lanzenwerfen, Springen, Schwimmen, Klettern, Ringen Raufen, Stechen, im Tomahak, Bogen, Revolver, im Schleichen, im Finden, in der Taktik, im Helfen, Retten, Strafen. Und gerade diesem Strafen, im Rächen der Frevel, im Siegen der Tugend ist er allerorts der berufene deus ex machina.

Seine aufdringliche Moral ist die bekannte Traktätchenmoral amerikanischer Sekten. Mit dieser siegt er über Indianer, Gangster, Cowboys, Tuaregs, Scipetaren und alle Wegelagerer der Welt. Allerdings wird er darin unterstützt vom besten Mustang der Welt, vom besten Araberhengst der Welt, vom besten Reitkamel der Welt, vom besten Repetiergewehr der Welt, von der besten und schwersten Kentukybüchse der Welt, von der besten Donnaszenerklinge der Welt und von dem größten Glück der Welt, das auch nicht ein einziges Mal versagt.

Ganz besonders aber gefällt sich dieser kühnste, klügste, unerschrockenste, sprachenkundigste, findigste, gelehrteste, gerechteste, weiseste aller Helden in seiner besonderen Führung der Vorsehung, die einer einzigartigen Berufung zum Führer der Völker aus Not und Schmach. Er stolpert immer wie durch Zufall herein, wo eine Unschuld zu rächen, ein Unheil zu verhüten, ein Verbrecher kaltzustellen, ein Räubernest auszuheben ist.

Die Zugkraft übt er auf die phantastische Jugend aus durch die Ermöglichung alles Unmöglichen, durch sein falsches Pathos und durch die reizenden, nervenaufpeitschenden Gefahren, die immer überstanden werden.

Wir glauben darum gern an den Bericht von Hitlers Reiselektüre aus dem Karl-May-Verlag von Radebeul.

Denn Hitler mimt durchweg den Karl May, den Uebermenschen der Jugend, wenn er auch hie und da aus der Rolle fällt, z. B. in seiner Blutsfreundschaft mit dem Winnetou-Röhm. Denn Mays Freund fiel von Feindeshand, Hitlers Freund von Freundeshand. Aber das ist ja eine alte bekannte Sache, daß das Leben nie ganz so ist wie im Roman.

Aber sonst mimt er gut. Er kann alles wie Shatterhand, er weiß alles wie Shatterhand, er entdeckt alles wie Shatterhand, er ist klug, schlau, kühn und unerschrocken wie Shatterhand. Er rächt die Tugend, wie Shatterhand.

Oder ist der Bericht Goebbels vom 30. Juni in Wiessee nicht ebenso köstlich wie einige Seiten Karl May, wo er mit der „Schildkröte", dem Häuptling der Plattfußindianer, und dem „tollen Büffel", dem Obersten der Apachen, plötzlich mitten im Feindeslager steht und den vor Schreck Erstarrten mit Herrschermiene und Feldherrnblick die Waffen, die Adlerfedern und das Skalp nimmt; besser hätte es Winnetou, Old Shatterhand anderes Ich, auch nicht fertig gebracht; darum ist denn auch das Staunen der deutschen Jugend bis zu 70 Jahren so groß.

Natürlich kann „der Führer" nicht nur Old Shatterhand nachahmen. Denn Old Shatterhand war Präriejäger, Wüstenforscher, Chinareisender, während Er doch Reichskanzler ist. Und weil er Reichskanzler und zwar deutscher Reichskanzler ist, muß er auch sehr viel sprechen und kann nicht wie ein wortkarger Held menschenleerer Steppe vor seinem 65-Millionen-Volk stehen.

Zum Reden aber kann er Old Shatterhand als Vorbild nicht so gut brauchen; der schreibt unmenschlich viel, aber im Reden hält er's mit seinem Apachenfreund Winnetou, der lieber tatet. Im Reden hat sich der große Führer den kleinen Diener Kara Ben Nemsi zum Vorbild gewählt. Wenn der Führer aller Deutschen im Reichstag von seinen und der Seinen Taten erzählt, z. B.: „Wir haben den Marxismus getötet, wir haben die deutschen Parteien erschlagen, wir haben Deutschland und die Welt von der Seuche des Kommunismus gerettet, wir haben das Gespenst der Arbeitslosigkeit überwunden, wir haben die Korruption ausgebrannt, hören wir da nicht ganz klar und deutlich den kleinen Hadschi Halef Omar, Ben Hadschi Abdul Abbas Ibn Hadschi David al Gossarah mit seinen sechs Schnurrbarthaaren auf der einen und den sieben auf der anderen Seite am gastlichen Lagerfeuer vor dem Beduinenzelt in orientalischer Prahlerei und Aufschneiderei seine und seines Sidhis Ruhmestaten aufzählen? „Wir haben den Herrn mit dem dicken Kopf besiegt, wir haben den schwarzen Panther erlegt, wir haben die Gum überwunden, wir haben den Schott überquert, wir haben den Samum überstanden, wir haben mehr geleistet als alle Helden vom Aufgang bis zum Untergang, unsere Namen werden in den Ruhmesblättern aller Stämme und Nationen glänzen durch 1000 Jahre.

Und Hitlers Taten sind nicht weniger romanhaft wie die jenes Kara Ben Nemsi alias Old Shatterhand. Und noch ein Anklang auch im Reden an das erhabene Vorbild deutscher Jugend: Hitler redet soviel wie May schreibt, und wie May immer dasselbe in 60 Bänden schreibt, so redet Hitler in 1000 Reden immer dasselbe. Denn er hälts auch hier mit den großen Heiligen, die wenige bekannten, aber zeitgemäße Gedanken haben sollen.

Indes hat die Parallelschaltung zwischen May und Hitler außer der neckischen auch eine tiefernste Seite. Karl May hat mit seinen Schriften die deutsche Jugend beim Uebertritt in die Flegeljahre sehr nachteilig beeinflußt. Er fröhnte skrupellos der arbeitsscheuen Phantasterei dieses Lebensalters und nährte jenen Illusionismus, an dem die deutsche Nation krankt und an dem die deutsche Nation in unheilvollster Weise verdirbt.

Genau so wie der Führer mit seiner verlotterten Jugend sind ungezählte Studenten Abenteuern in Gedanken oder oft in der Tat nachgejagt, statt sich an ruhige gediegene Arbeit zu gewöhnen. Deshalb sind viele von ihnen in dem Entwicklungsstadium des 14. Lebensjahres stecken geblieben, wo bekanntlich der Mensch nach den Eintritt in die Flegeljahre zu allem fähig und zu nichts tauglich ist. Die ausschweifende überreizte Fantasie schwirrt zu Unternehmungen, denen die Kräfte in gar keiner Weise gewachsen sind. Solche Jungens machen ihren Eltern bittere Jahre und später der ganzen Gemeinde, und wenn sie Reichsführer werden, dem ganzen Volk.

Aus dieser kleinen Denkwürdigkeit des Karl-May-Bandes im Koffer fällt Licht auf die deutsche Lage: der Führer liest mit 46 Jahren May, verrät damit seine literarische Reife von 14 Jahren. Er ist seiner ganzen inneren Einstellung nach in der Unentwicklung und Unreife eines typischen „Karl-May-Fressers stecken geblieben; ein politisch unreifes Volk hat den Unreifen zum Führer in den Abgrund gewählt. Und dieser Führer spielt mit dem Volke ein blutig ernstes Indianerspiel mit Wüstenmethoden, Präriegesetzen, Wigwamsgewohnheiten des Lebens.

So ist das deutsche Volk unter den Völkern der aus den Bahnen geworfene, mit seinem wertlos gewordenen Leben spielende Prärieläufer geworden. Old Shatterhand Präriegesellschaft: Sam Hawkens, lange Davids, Tims und Jims, Hobbelefranks, Old Deads, Santers. Nur geschieht das alles in Europa zwischen den Zäunen Frankreichs und Rußlands.

Ballade von den Erschlagenen

Von Fritz Hoff

Und nun war die braune Armee an der Macht!
Sie durchzogen die Städte Tag und Nacht.
Sie schrien und johlten und brüllten wie Vieh.
„Der Tag ist gekommen! Jetzt oder nie!"

Und sie brachen die Türen der Häuser auf,
Und sie rissen Männer aus Betten,
Und sie höhnten: „Jetzt nimmt das Geschick seinen Lauf!"
Und sie warfen die Männer in Ketten.
Und sie schleppten sie in ihre Folterquartiere,
Und sie traten ihnen die Nieren ein.
Und sie hausten schlimmer als wilde Tiere,
Und sie ließen sie „Deutschland erwache!" schrein
Und sie trampelten auf ihren Körpern herum,
Und sie schlossen sie zwischen Ketten krumm.
Und sie bespien sie und ließen sie springen
Und dazu das Horst-Wessel-Lied singen.
Und sie trampelten ihre Gesichter zu Brei
Und schrien dabei:
„Deutschland ist frei!"
Und sie zerschlugen sie zu formloser Masse,
Blind in ihrem Hasse
Gegen jeden aufrechten Kämpfer der Arbeiterklasse.

Freiwild war jeder, der gegen sie stand.
Sie nahmen, wen sie fanden.
Sie hausten wie Bestien im ganzen Land,
Und sie schlugen jeden zuschanden,
Der ihnen in die Hände fiel.
Sie hatten nur ein einziges Ziel:
Ausrotten alles, was nicht ihre Partei.
„Deutschland erwachte! Deutschland ist frei!"

Und der Kanzler des Reichs nennt die braunen Soldaten,
Die mordenden Tiere: „Meine Kameraden!"

Hunderte, tausende schlugen sie tot,
Wie man räudige Hunde erschlägt.
Die Erde wurde von Blutbächen rot,
Und die Herzen wurden von Blutbächen rot.
Und die Blutsaat einst Früchte trägt!

Und mögen sie tausender Leben zerbrechen:
Wir werden Euch, tote Genossen, rächen!
Wir haben, ihr Toten, nicht Zeit zum Trauern,
In das Herz werden wir eure Namen nur mauern.

Und dann, wenn wir einst die Kerker zerbrechen,
Dann werden wir Euch, ihr Erschlagenen, tausendfach [rächen!

Wer den Verstand verlor...

Ein Autor, der sich „Molch" nennt, veröffentlicht im „Völkischen Beobachter" (Nr. 338) einen Aufsatz: „Wie werde ich zum Hypochonder?" Er erzählt, welche Wirkungen die Lektüre eines Gesundheitsbuches auf ihn gehabt habe, und sagt zum Schluß:

„Nun endlich tat ich, was ich gleich hätte tun sollen. Ich ging zu einem mir befreundeten Arzt. Er hörte meine vielfachen Klagen mit Ernst und Geduld an und untersuchte mich sehr gründlich. Dann trat er auf mich zu und erklärte, ich sei vollkommen gesund, was all die erwähnten Körperorgane anbelangte. Nur mein Verstand, der habe etwas gelitten. Ich tat einen Freudensprung. Also gesund war ich, konnte Kaffee trinken und Zigaretten rauchen! Nur der Verstand hatte gelitten! Teufel noch mal, dachte ich, wenns weiter nichts ist!

Nun bin ich wieder froh!"

Trotz der Minderung seiner Hirnsubstanz besitzt „Molch" psychologisches Verständnis für seine Leser. Sie wissen, daß man nicht viel verloren hat, wenn es nur das Gehirn ist. Ueberhaupt das Lesen!

Wie sagte doch Adolf Hitler anläßlich der „Woche des Buches": „Ich habe viel gelesen, und zwar gründlich."

Das Symbol

Der deutsche Maulkorb

Die „befreite" deutsche Nation hat den dichtmaschigsten Maulkorb um, den die Welt je gesehen hat! Was auch immer an Schändlichem, an Rohem und Unwürdigem passiert, das Volk hat zu schweigen und in erpreßter Loyalität an den Tyrannen vorbeizudefilieren.

Was aber soll der arme geplagte Untertan nun machen? Er kann doch nicht immer mit zugekniffenen Lippen stumm dabei stehen, wenn die Bonzenskandale ins Riesenhafte wachsen, wenn der Umsatz sinkt, die Pleite immer dringlicher an die Türe klopft und die bombastischen Führerreden in Permanenz aus dem gemißhandelten Lautsprecher und ihm selbst kilometerlang zum Halse herauskommen!

Auf der Straße muß er Männchen markieren, wenn die randalierenden Bengels mit ihren behakenkreuzten Lappen vorbeimarschieren, in der Zeitung serviert man ihm tagaus, tagein optimistischen Edelschmus, ihm summt der Kopf von „Blut, Boden, Rassenaufzucht und Aufbruchs-Sentenzen", die ihn nicht zufrieden und glücklich machen.

Selbst im trauten Familienkreis, eingesponnen in die diskrete Heimlichkeit seiner vier Wände, wagt er nicht, den Mund aufzutun.

Wie gern möchte er sich seinen Aerger von der Seele schimpfen, aber dem Spießbürger schaudert vor den Konsequenzen, da sitzt der Junge, Mitglied der Hitlerjugend, darauf dressiert, die nicht ganz stubenreinen Eltern auf vorschriftsmäßige Gesinnung zu kontrollieren. Wer gibt ihm denn die Garantie dafür, daß der Bengel nicht morgen zum Truppführer hinläuft und den Alten untermenschlicher Meckereien bezichtigt?!

Die Folgen wären: Konzentrationslager, öffentliche Anprangerung, geschäftlicher Ruin. So spricht der Unglückliche denn ein frommes Tischgebet auf den „Führer". Und der Junge grinst. Denn das deutsche Familienleben, rassechemisch gereinigt, ist vorbildlich geworden.

Aber einmal muß sich der an die Kette gelegte Mensch doch Luft verschaffen! Wo soll er da hingehen, um, ohne Risiko, im verschwiegenen Eckchen ein wenig miesmachen zu können?

Er ist ja angefüllt von Mißstimmung, von Enttäuschung, von Ausweglosigkeit bis zum Rande; in der Kneipe, beim Bier, lösen sich die Schlösser vor den Mündern der Gleichgeschalteten, der Druck weicht, die Komplexe lösen sich.

Ja, Kuchen —! wie der Berliner zu sagen pflegt.

In Frankfurt a. d. O., einem Mittelstädtchen unweit von Berlin, haben das einige versucht. Die Folgen sieht man beim Aufschlagen der Nummer 39 der „Berlin-Brandenburgischen Gastwirtezeitung". Sie ist das Fachblatt der Berlin-Brandenburger Gastwirte und bringt, sehr versteckt und in kleiner Schrift, einen Bericht über die letzte Frankfurter Ortsgruppenversammlung des „Reichsverbands der Gastwirte". Hier lesen wir:

„Eine lebhafte Aussprache entspann sich über einen bedauerlichen Fall, der sich in Frankfurt (Oder) abgespielt hat und der ein Todesopfer gefordert hat. Im Endergebnis haben die politischen Formationen für 19 Frankfurter Lokale ein Sperrverbot verhängt, das sich naturgemäß schwer wirtschaftsschädigend auswirkt und leider noch immer nicht zurückgenommen worden ist. Kreisverwalter Haase betonte erneut mit allem Nachdruck, daß in Fällen, wo in einer Gastwirtschaft staatsfeindliche Aeußerungen bemerkt würden, sofort das Feldjägerkorps oder die Schutzpolizei zu benachrichtigen ist, gleichviel, ob es sich um einen alten Stammgast oder sonstigen Freund handelt. Bei Nichtbefolgen dieser Anordnung sei stets, wie jetzt wieder erwiesen, der Leidtragende der Gastwirt."

Also auch hier, im stillen Zechlokal, gibt es keine Oase in der Wüste des großen braunen Schweigens. Selbst hier sitzen die Agenten der Leute mit dem schlechten Gewissen herum, spitzen ihre Riesenohren und notieren sich verdächtige, staatsgefährliche Mundgeräusche.

Besonders schlimm aber sind die Gastwirte daran. Sie brauchen es gar nicht an Denunzianteneifer fehlen zu lassen, sie brauchen nur ein wenig schwerhörig zu sein — schon sitzen sie in der Tinte! Der Aufgabenkreis der Restaurateure verbreitert sich. Die Geplagten haben sich nicht mehr allein, wie bisher, um das Ausschenken der Biere, das ordnungsgemäße Begleichen der Zeche, um Speisen und Sperrstunde zu bekümmern, sie müssen jetzt auch mit gespitzten Ohrmuscheln unter die Stammtische kriechen, um das Geflüster der Untertanen auf etwaige Disharmonien zu prüfen.

Wehe dem Gastwirt, der sich ein staatsgefährdendes Wort entgehen läßt. Ihm drohen Schande, Ruin und „Konzertlager".

Kein Stammgast, nicht der engste Freund, darf sein Herz zu Kompromissen bewegen! Beim ersten verkehrten Wort des Freundes hat er nach dem Göringschen Feldjägerkorps zu schreien. Unseliger Gastwirt, unselige Gäste!

Und so wird dem sorgenvollen Restaurateur nichts anderes übrig bleiben, als mit Symbolik zu arbeiten. Er lasse hoch oben von der Decke herab einen riesigen Maulkorb in das Gastzimmer herabbaumeln, letztes und tiefstes Symbol des deutschen Zustandes!

Denn warnend zu plakatieren, daß er zum Geheim- und Beschnüffelungsdienst für die Gestapo verpflichtet sei, würde ihm gewiß nicht bekömmlich sein.

Den Maulkorb aber, dies Wappenzeichen neudeutscher Herrlichkeit, werden sie ihm nicht beschlagnahmen können.

Sagt er doch alles, was zu diesem Regime, zu diesen regierenden Männern und zu ihrer namenlosen Schande zu sagen ist!

Mein Kampf

Es ist nichts schrecklicher, als eine tätige Unwissenheit.

Weisen von Zion

Gewissen Geistern muß man ihre Idiotismen lassen.

(Goethe)

„Preußischer Kommiß"

Soldatengeschichten / von August Winnig

August Winnig, der Verfasser der vor dem Kriege erschienenen Schrift „Preußischer Kommiß", ist heute glühender Nationalsozialist. Er dient der braunen Sache in Wort und Schrift, unter Preisgabe seiner Vergangenheit. Einst, als junger Proletarier, war er zum Sozialismus und zur Sozialdemokratie gekommen bewegt von den hohen Gedanken der Freiheit und der Menschenrechte. Es gelang ihm, im freigewerkschaftlichen Bauarbeiterverband einen führenden Posten zu gewinnen. Nach der Umwälzung von 1918 wurde er Oberpräsident in Ostpreußen, damals freilich schon in seinem alten Bekenntnis zögernd und schwankend. Sein politisches Ende in der Republik führte der Kapp-Putsch vom März 1920 herbei. Es erwies sich, daß er der zweideutigen Haltung der Reichswehrkommandeure in jenen kritischen Tagen Vorschub geleistet hatte.

Dann rutschte August Winnig immer weiter nach rechts. Er wurde der Vertrauensmann Hugenbergs und Stinnes, für deren Blätter er seine flinke Feder in Bewegung setzte. Heute ist er einer von den 110-Prozentigen: wildester Nationalsozialist, begeisterter Militarist und nationalsozialistischer Schriftleiter. Sein Buch „Preußischer Kommiß" hat er längst verleugnet, weil es die denkbar schärfste Anklage des militaristischen Kadavergehorsams darstellt, zu dessen Anbetern er heute gehört. Ein Grund mehr für uns, unseren Lesern einige Kapitel aus dem Buche August Winnigs vorzulegen.

Auf Festung

3. Fortsetzung.

„Ich will die Fenster schließen," rief ich hinab; nicht um Ordnungsliebe zu markieren, sondern um ohne Verdacht zu erregen, hinaussehen zu können. Gespannt blickte ich hinaus und strengte mich an, klar zu sehen, aber ich konnte nichts wahrnehmen, die Dunkelheit war schon zu stark. Aber etwas anderes sah ich, was mich beruhigte: Der Posten stand etwa fünfzig Meter von Knüpfers mutmaßlicher Fluchtlinie ruhig hinter der Mauer, im Scheine einer Petroleumlaterne. War er schon hinüber? Oder kauerte er noch im Hofe? Ich ging wieder hinab und als ich zum Sergeanten kam, klopfte ich meine Mütze aus und sagte gleichgültig: „Der andere ist wohl schon unten?"

„Knüpfer?" sagte der Sergeant etwas erschrocken, und nach einer Pause meinte er: „er wird sich wohl unten in der Küche waschen."

Die Gefangenen standen schon im Hofe. Der Feldwebel gab den Unteroffizieren Instruktionen und die Gefangenen sprachen leise miteinander. Der Sergeant trat zu den anderen Unteroffizieren, und ich stellte mich zu meiner Abteilung. Dann liefen die Unteroffiziere auseinander, zu ihren Abteilungen, und zählten die Gefangenen.

Der Feldwebel rief: „Erste Abteilung, alles da?" — „Alles da!" — „Zweite?" — „Alles da!" — „Dritte?"

Jetzt mußte es kommen, das war Knüpfers Abteilung. — „Alles da!"

Ich erschrak und versuchte Knüpfers Gestalt zu erkennen. Dort, wo sein Platz eigentlich sein mußte, stand er nicht.

Es ging weiter. Die Belegschaft war vollzählig. Da begab sich der Unteroffizier der dritten Abteilung zum Feldwebel. Sie wechselten einige Worte, dann schritt der Feldwebel vor die Mitte der Front und donnerte mit seiner gefürchteten Stimme:

„Wo ist Knüpfer?"

Kein Laut antwortete und eine ängstliche Spannung legte sich auf alle.

Der Sergeant war zum Feldwebel gegangen und hatte etwas zu ihm gesagt.

„Reden Sie nicht! Sie sind für die Leute verantwortlich, die Sie zugeteilt kriegen! Wo ist der andere Kerl, der die Stube mitmalt? Hierher!"

Ich ging hin.

„Wo ist Knüpfer geblieben?"

„Ich weiß es nicht. Ich bin mit dem Sergeanten ins Magazin gegangen, und als ich zurückkam, war Knüpfer nicht mehr oben. Ich habe das dem Sergeanten sofort gemeldet."

„Wo ist er geblieben? Das sollen Sie sagen!"

„Ich weiß es nicht."

„Zurück! Die Leute abrücken! Die Unteroffiziere und das Wachtkommando hierher!"

Wir wurden in die Stuben geführt. Draußen erteilte der Feldwebel Befehle an die Unteroffiziere. Mehrere Patrouillen begaben sich eilig in die verschiedenen Gebäude und suchten nach dem Vermißten. Oben auf den Dächern liefen sie hin und her, nur auf das Dach des Turmes konnten sie nicht, denn das war höher gelegen und ohne Leiter nicht zu erklimmen. Ueber diesem eiligen Durcheinander verging wohl eine Viertel-, vielleicht auch eine halbe Stunde. Dann ertönte das grelle Gebimmel der Bastionsglocke, das die Suchenden auf den Hof zurückrief: Der Hauptmann war gekommen. Ich fühlte, daß jetzt eine schwere, gefahrvolle Zeit für mich nahte, daß ich Worte und Mienen scharf bewachen müßte, wenn ich den sicher aufkeimenden Verdacht meiner Mittäterschaft entkräften wollte. Schon auf der Stube bei den Gefangenen hatte sich dieser Verdacht geregt; ich war ihm erst ganz ruhig, nachher mit gut gelungener Entrüstung entgegengetreten. Dann hatte ich geklagt und geflucht, daß mir so etwas noch in den letzten vierzehn Tagen passieren mußte, und mich schließlich wie ein Verzweifelter, der mit seinem Schmerz allein sein will, in meinen Bettwinkel gesetzt. Dort dachte ich über die Sache nach und fand, daß ich auf dem besten Wege war, mich aus der recht brenzlichen Situation herauszulügen. Mir kam ja auch zu statten, daß der Sergeant nicht davon wußte, wie Knüpfer und ich bekannt geworden waren, und daß er uns immer für Rivalen gehalten hatte. Sein Zeugnis war für mich doch das wichtigste.

Als ich die Stimme des Hauptmanns hörte, wußte ich sofort, was folgen würde. Bald kam dann auch der Unteroffizier, der mich auf den Hof führte. Ich hatte den Hauptmann vom ersten Zusammentreffen an für einen schwadronierenden Dämelack gehalten und hatte darum gar keine Furcht vor dem nun folgenden Verhör. Wie ich erwartet hatte, schnaubte er mich furchtbar an. Ich antwortete ruhig auf seine aufgeregten Fragen. Jetzt erst erkannte ich, wie hochwichtig meine Bemerkung zum Sergeanten gewesen war, daß Knüpfer schon unten sei. Ich hatte meine Pflicht getan und das Verschwinden Knüpfers gemeldet, das mußte der Sergeant bestätigen. Zu seinem Unheil; denn der Zorn des Hauptmanns kehrte sich nun ganz gegen ihn. Damit war ich entlassen.

Inzwischen war die Verfolgung nach allen Richtungen hin aufgenommen worden. Von dem in der Stadt stehenden Feldartillerieregiment wurde, wie ich in den folgenden Tagen erfuhr, eine reitende Abteilung alarmiert, die, in viele Patrouillen verteilt, nach allen Richtungen in die Stadt trabte.

In den Stuben summte es. Alle waren aufgeregt und besprachen den Vorfall. Denn eine Flucht aus der Bastion war selten, und die wenigen, deren sich die ältesten Gefangenen erinneren konnten, waren alle mißglückt. Man zweifelte allgemein auch nicht daran, daß Knüpfer bis morgen wieder eingebracht sein würde. Das schien auch der Wunsch der meisten zu sein. Ich hütete mich, dem zu widersprechen, und im Ernst glaubte ich selbst nicht, daß Knüpfer sich lebend über die Grenze retten würde. Da niemand außer mir wußte, wie er die Flucht bewerkstelligt hatte, so wurden die verschiedensten Mutmaßungen laut. Einige glaubten, er habe sich in den Latrinen versteckt und sei noch gar nicht fort von der Bastion. Andere meinten, er habe die Mauer nach der Stadtseite übersprungen und halte sich in der Stadt verborgen, wo angeblich derartige Schlupfwinkel sein sollten. Dieser Meinung stimmte auch ich bei; ich glaubte ihm damit zu helfen, daß ich für eine falsche Fährte eintrat. In der Stadt wurde denn auch tatsächlich eifrig gesucht.

Ich lag noch lange im Bett, ehe ich einzuschlafen vermochte. Als ich endlich eingeschlafen war, träumte ich, Knüpfer sei bei dem Versuch, aus dem Kamin zu entkommen, von der schweren Platte erdrückt worden und liege oben, die Arme mit den im Todeskampf geballten Fäusten gestreckt, mit zerbrochenem Genick auf dem Schornstein. Dies Bild verfolgte mich durch meine Träume. Oft wachte ich auf und dann hielt ich den Traum für Wahrheit. Ich sagte mir, daß er gar nicht entronnen sein könne, sondern beim ersten Hindernis schon umgekommen sei.

Während der Nacht wurde zweimal revidiert und jedesmal weckten mich die schweren Tritte der Soldaten auf. Man ging diesmal genau durch und befühlte jedes Bett, ob auch alles da war. So verbrachte ich die ganze Nacht zwischen wirren, beängstigenden Träumen und hirnzermarternden Fantasien.

Da der folgende Tag ein Sonntag war, so erfuhren wir nur wenig Neues. Beim Mittagsappell waren die Wachen verstärkt und das ganze Gebaren der Wachtmannschaften trug ein außergewöhnliches Gepräge. Auf der Stube wurde das Thema fortwährend eifrig besprochen. In diesem eintönigen Leben mußte ja ein solches Ereignis tiefe Wirkung ausüben. Am Abend hatte man so viel erfahren, daß Knüpfer noch nicht gefunden sei, man glaubte aber die Gewißheit zu haben, daß er mit dem Nachtschnellzug in vornehmer Verkleidung nach dem Norden gefahren sei. Ich jubelte innerlich.

Es wurde Montag, und noch immer war keine Gewißheit da. Ich war wieder bei der Arbeit und versuchte nun, den Sergeanten auszuholen. Er verhielt sich zugeknöpft, wußte auch wohl nichts, ich erhielt aber die glückliche Gewißheit, daß man an eine Schuld meinerseits gar nicht mehr dachte. Ebensowenig hatte man entdeckt, welchen Weg Knüpfer genommen hatte. Als ich es ohne Verdacht zu erregen tun konnte, mauerte ich die große Zugöffnung im Kamin zu. Ich fürchtete, der Sergeant würde dabei auf die richtige Fährte gelenkt werden, aber er achtete gar nicht darauf. Er hatte freilich auch größere Sorge, denn es war sicher, daß er wegen seiner Unaufmerksamkeit bestraft werden würde, obgleich er so korrekt gehandelt hatte, wie unter den Umständen möglich war. Was man ihm zur Last legte, war, daß er mich, den nur gering Bestraften, begleitet und den „schwereren" Gefangenen unbeaufsichtigt gelassen hatte.

Zu Mittag kam eine aufregende Meldung an, die ich nach der Pause von dem erfreuten Sergeanten erfuhr: Auf einem Berliner Vorortbahnhof war ein Mensch verhaftet worden, den man für Knüpfer hielt. Das gemeldete Signalement paßte so gut wie vollständig. Ich hielt es nicht mehr für nötig, zu heucheln und verhielt mich darum ganz gleichgültig, was meiner Auffassung völlig entsprach; denn ich wußte, daß Knüpfer das nicht sein konnte. Am nächsten Tage traf die Bestätigung meiner Ansicht denn auch prompt ein. Es kamen dann noch mehr ähnliche Meldungen, aber stets stellte sich nach einigen Tagen heraus, daß man einen Mißgriff getan hatte. Trotzdem wurde die Verfolgung eifrig weiter betrieben. Ungefähr eine Woche nach der Flucht kam ein Kriegsgerichtsrat, der den Sergeanten und mich noch einmal abhörte und damit waren die Akten über den Fall vorläufig geschlossen.

Mittlerweile ging auch meine Strafzeit zu Ende. Je näher der Tag der Entlassung kam, um so ärger wurden die Quälereien, mit denen mich meine Stubengefährten verfolgten. Es geschah, daß man mir die winzige Fleischportion, die es dreimal in der Woche zum Mittagessen gab, absichtlich vom Tische warf, worauf ich sie dann natürlich nicht mehr essen konnte. Melden wollte ich die Täter nicht, dazu konnte ich mich nicht entschließen, und auf meine Vorhaltungen erklärten sie alle, es sei versehentlich geschehen und es sei ja auch nicht schlimm, denn ich könnte mich doch bei der Truppe wieder vollfressen. Bei einer ähnlichen Gelegenheit reizte mich der strohköpfige Stubenälteste schwer: „Schlag mich doch nur! Wir warten ja alle darauf!" Das wußte ich, daß es darauf abgesehen war. Hätte ich einen geschlagen, so hätten sie es natürlich sofort gemeldet, und ich wäre mit Arrest bestraft worden. Das hielt mich zurück. Aber ich ließ mich dazu hinreißen, ihnen die lange Dauer ihrer Gefangenschaft höhnend vorzuhalten:

„Zu Pfingsten mache ich eine Ruderpartie — und Ihr sitzt hier bei der doppelten Fleischportion. Im Herbst fahre ich auf Reserve — und Ihr sitzt immer noch hier. Ich arbeite längst wieder und bin längst wieder bei meiner Braut und meiner Mutter — und Ihr seid immer noch auf der Bastion und springt beim Läuten ins Bett und beim Läuten aus dem Bett! Also laßt Eurer Wut nur ruhig die Zügel schießen, lange dauert es ja doch nicht mehr!"

Da gab es einen heidenmäßigen Lärm. Wie verwundete Raubtiere brüllten sie und umringten mich. Ich schob sie zur Seite und ging stolz wie ein Sieger in meinen Winkel. Bald wurde es still und nach einer halben Stunde sah ich, daß auch der Kleine in seinem Winkel saß, die Hände vors Gesicht preßte und manchmal schluchzend aufstieß. Er tat mir leid, und wenn ich mit ihm allein gewesen wäre, hätte ich ihm meine Roheit abgebeten.

Unter diesen Verhältnissen war es doppelte Erlösung, als ich am Abend des vorletzten Tages in die sogenannte Abgangszelle zog, wo die Gefangenen, die am folgenden Tage entlassen werden, die letzte Nacht zubringen. Diese Maßregel soll verhindern, daß sie Botschaften der dableibenden Gefangenen mit hinausnehmen. Bei mir war sie überflüssig, ich ließ keinen Freund zurück, der mir etwas anvertraut hätte.

Vor dem Transport hatte ich etwas Grauen; würde es wieder solch moralisches Spießrutenlaufen werden, wie die Herfahrt? Glücklicherweise nicht. Ein alter Sergeant, derselbe, der mich als Rekrut nach der Garnison gebracht hatte, holte mich aus der Bastion ab.

Ausgangs August erhielt ich ein süßlich duftendes blaßgrünes Briefchen aus Zürich. Als ich die in schöner zierlicher Schrift geschriebene Adresse sah, tauchte eine Erinnerung in mir auf Knüpfer! Der Brief war von ihm. Er schrieb:

Mein Retter!

. . . So finde ich, daß sich von dem Gelde meines glücklich ausgesöhnten Vaters herrlich leben läßt. Und zumal in Zürich! Es ist einzig schön!

Jetzt sitze ich auf dem Balkon vor meinem Atelier voller halbfertiger Bilder und Entwürfe, vor mir das köstliche Blut oberbadischer Reben und denke an den Schornsteinfeger, der flüchtigen Fußes durch den schlesischen Frühlingsabend dem Gebirge zueilte. Hugh! schrien des seligen Coopers herrliche Indianer, wenn sie sich entsetzten, und Hugh! kommt es mir die Gurgel herauf, wenn ich so wie jetzt noch einmal daran denke. Wie mußte ich laufen! Am Sonntag, während der Kirchzeit, war ich in einem Gebirgsdorfe in die Schenke gegangen, um wir Wasser geben zu lassen, eigentlich aber nur, um etwas zu erfahren. Da hörte ich, daß ein Festungsgefangener entwichen sei, auf den auch im Gebirge gefahndet werden solle. Wie trieb es mich weiter! Erst am Sonntagabend legte ich mich schlafen. Könnte ich den Ort einmal am Tage sehen! In einer schauerlichen Wildnis war's. Die Eulen krächzten ihren unheimlichen Ruf und dabei war es Nacht, stock-, nein, pechrabenschwarze Nacht. Der Wind trieb Regentropfen vor sich her und ich fürchtete für meinen Teint, auf dessen Erhaltung ich so sorgsam sehen mußte. In der folgenden Nacht überschritt ich die Grenze. Nichts leichter als das! Wenn ich's nicht am Abend vorher gesehen hätte, so hätte ich gar nicht gemerkt, daß dort die Grenze sei. Aber dann ging mein Leiden an. Ich hatte mir beim Herunterspringen vom Schornstein den Knöchel verletzt und durfte in den ersten Tagen natürlich keine Rücksicht darauf nehmen. Nun hatte sich der Bursche stark entzündet und ich schleppte mich nur mühsam fort. Genug! In der Morgendämmerung — nämlich, als es Donnerstag werden wollte — kam ich bei meinem Onkel an. Da man auf mein Klopfen nicht öffnete, so stieg ich über den Fabrikzaun und wollte dort den Tag abwarten. Da bin ich zwischen einigen leeren Kisten eingeschlafen und gerade zum Mittagessen trat ich vor meine Verwandten. Die Aufnahme? . . . n, man soll nicht a der Familie plaudern. Und dann, ich sollte eigentlich gleich geschrieben haben, das Rencontre mit dem Posten hinter der Bastion. Eben war ich von der Mauer heruntergeglitten, da drehte er sich um und kam auf mich zu. Ich wußte nicht, ob er was gehört oder gesehen hatte und faßte darum meinen Besen, um ihn damit nötigenfalls niederzuschlagen und ging auf ihn zu. Um sicher zu gehen, ob er Argwohn hege, fragte ich ihn nach der Zeit, und er antwortete. Dann allerdings hatte ich es sehr eilig. So kam ich fort und jetzt bin in Zürich, von wo ich im Herbst nach Italien gehen werde.

Ich möchte was darum geben, genau zu wissen, für wen eigentlich die Taten getan worden sind, von denen man öffentlich sagt, sie wären für das Vaterland getan worden.

Georg Christoph Lichtenberg.
Ausgewählte Schriften, Politische Bemerkungen, Seite 138.

Aus dem Zuchthaus entlassen

Wiederaufnahme des Siegburger Zuchthausprozesses

Die „Kölnische Zeitung" meldet:

Wie wir erfahren, ist dem Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens im Siegburger Volkshausprozeß stattgegeben worden.

Am 15. Februar 1933 wurde vor dem Volkshaus in Siegburg der 26jährige SS.-Mann Franz Müller erschossen. 16 Mitglieder der damaligen Eisernen Front hatten sich im September 1933 vor dem Bonner Schwurgericht in einer fünftägigen Verhandlung zu verantworten. Auf Grund der damaligen Beweisaufnahme verurteilte das Gericht wegen gemeinschaftlichen Totschlags Robert Klett und Wilhelm Sattler zu je zwölf Jahren, Otto Schulz zu elf Jahren, Otto Dick zu zehn Jahren, Erich Lemmer und Wilhelm Schröder zu je acht Jahren Zuchthaus sowie sämtliche Angeklagten zu zehn Jahren Ehrverlust. Die übrigen Angeklagten wurden freigesprochen.

Im Verlauf des von der Verteidigung betriebenen Wiederaufnahmeverfahrens und bei den von der Staatsanwaltschaf angestellten Ermittlungen verstärkte sich immer mehr der Verdacht, daß in dem Volkshausprozeß von einigen Belastungszeugen Meineide geleistet worden sind. Auf Grund dieses schweren Verdachts ist dem Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens stattgegeben worden.

Bei sämtlichen Verurteilten ist die Vollstreckung der Strafe unterbrochen worden. Sie wurden aus dem Zuchthaus entlassen und in Untersuchungshaft genommen.

Damit ist wieder einmal eines unserer „Greuelmärchen" als Wahrheit erkannt.

Die Sozialdemokraten haben in Siegburg in der Nacht zum 15. Februar ihr Volkshaus gegen braune Banditen verteidigt, die das Gebäude beschossen und mordlustig einzudringen versuchten. Die Polizei verhielt sich „neutral".

Einer der andringenden Banditen fand den Tod. Es stand sofort fest, daß er von seinen eigenen „Kameraden", die zum großen Teil aus Kriminellen bestanden haben, den Tod gefunden hat. Einer der Lumpen, mit Namen Ley, ist später Bürgermeister von Siegburg geworden. Vor einiger Zeit mußte selbst ein Regime wie das Hitlers von diesem Menschen abrücken, weil er die Eigenschaften zeigte, die jeder anständige Mensch von ihm kannte.

Seit fast zwei Jahren saßen nun die Sozialdemokraten in ihrer Heimatstadt im Zuchthaus. Unschuldig waren sie von ihren Frauen und Kindern in derselben Stadt durch die Mauern des Kerkers getrennt. Die ganze Stadt wußte, daß sie unschuldig sind. Alle noch sauber gebliebenen Bevölkerungskreise erwiesen ihnen Respekt und Sympathie. Die sozialdemokratischen Freunde aber betrieben mit Eifer das Wiederaufnahmeverfahren. Wir freuen uns, daß es ihnen gelungen ist, dieses erste Ziel und die Unterbrechung der Strafe zu erreichen. Unser Gruß gilt den Kameraden. Wir erwarten, daß es im Rheinlande noch Richter gibt, die einen neuen Spruch auf Grund der klar zutage liegenden Wahrheit fällen werden.

Den Drohungen und den Rechtsbeugungen der Machthaber zum Trotz!

Nie „Heil Hitler!"

Diffamierung eines Rechtsanwalts

Köln, 12. Dez. Das stellvertretende Vorstandsmitglied der Kölner Anwaltskammer, Rechtsanwalt Dr. Franz Legers beim Oberlandesgericht Köln, ist durch den Reichsgeschäftsführer des NS.-Juristenbundes Dr. Heuber mit sofortiger Wirkung **aus dem NS.-Juristenbund ausgeschlossen** worden. Diese Maßnahme wird damit begründet, daß Dr. Legers es grundsätzlich abgelehnt habe, den Hitlergruß zu erwidern. Es sollen Schritte unternommen werden, um Dr. Legers aus der Anwaltskammer auszuschließen und auch ein Ehrengerichtsverfahren einzuleiten. Dr. Legers hat beim Reichsjuristenführer Dr. Frank Einspruch gegen den Ausschluß erhoben.

Das braune Sieb

Die Hochschulkommission der NSDAP. bestimmt über die Lehrstühle

Jena, 11. Dez. Auf der Tagung der Vertrauensmänner des NS.-Aerztebundes bei den medizinischen Fakultäten, die hier stattfand, machte Professor Dr. Wirz-München interessante Mitteilungen über die bisher geleistete Arbeit. Er stellte fest, daß alle **Berufungen an deutsche Hochschulen heute planmäßig und unter Mitwirkung der Hochschulkommission der NSDAP. erfolgten,** die die Ministerien bei der Auswahl berate und ihre durch sorgfältige Vorarbeiten gewonnene Sach- und Personenkenntnis entscheidend in die Waagschale lege. Nach der Errichtung des Reichserziehungsministeriums sei die Zusammenarbeit mit diesem sofort aufgenommen worden mit dem Ergebnis, daß innerhalb kurzer Zeit 34 Berufungen **gemäß den Vorschlägen der Hochschulkommission der NSDAP.** ausgesprochen worden seien. Mit dem Reichserziehungsministerium sei auch die Rektoratsfrage erörtert worden. Dabei sei erklärt worden, daß die Rektoren der Hochschulen Männer sein müßten, die gewillt seien, im Geiste der Bewegung tätig zu sein und auf der ganzen Linie mit der Partei zusammenzugehen. Denn der Rektor sei verantwortlich für den organischen Umbau, für den geistigen Umbruch der deutschen Hochschule. Prof. Wirz erklärt weiter in seinem Bericht, daß die notwendige Reform des medizinischen Studiums den Auftakt zur Hochschulreform überhaupt bilde. Die Führung müsse auch hier bei der Partei liegen, und Träger dieser Initiative sei die Hochschulkommission, die jetzt nicht nur die medizinischen, sondern auch die übrigen Fakultäten und damit die Hochschulen in ihrer Gesamtheit erfasse.

*

Von der akademischen Freiheit war längst nichts mehr übrig. Ihr Raub ist jedoch selten mit solchem Zynismus eingestanden worden wie hier. Die Fakultäten haben ihr Vorschlagsrecht bei der Besetzung von Lehrstühlen verloren. Ihre Rechte im Senat sind an den „Führer", den ernannten Rektor, übergegangen. Die ministerielle Kontrollinstanz genügt jedoch noch nicht. Die nationalsozialistische Hochschulkommission hat sich die uneingeschränkte Mitwirkung bei Berufungen gesichert und **bestimmt damit praktisch über die deutschen Hochschulen und die gesamte deutsche Wissenschaft.**

Furtwänglers Schicksal

Gesundheitlich zusammengebrochen — Demonstrationen gegen Krauß

Wien, 13. Dez. Unter den Einwirkungen seiner Erfahrungen und Erlebnisse im „dritten Reich" ist Wilhelm Furtwängler gesundheitlich zusammengebrochen. Aus diesem Grunde hat er den Wiener Philharmonikern telegrafisch mitgeteilt, er sei aus gesundheitlichen Gründen gezwungen, in den nächsten Wochen nicht zu dirigieren. Er bedaure deshalb, die Konzerte in Wien, zu denen er bereits in Wien hätte eintreffen sollen, zunächst absagen zu müssen. Die Philharmoniker haben beschlossen, die Konzerte mit Furtwängler auf einen anderen Zeitpunkt, vermutlich auf das Frühjahr, zu verlegen.

Clemens Krauß war inzwischen in Berlin. Als er am Dienstag wieder am Pult in der Wiener Staatsoper erschien, um den „Falstaff" von Verdi zu dirigieren, kam es zu außerordentlich stürmischen Auftritten. Die Kundgebungen für und gegen den Dirigenten nahmen ein derartiges Ausmaß an, daß die Polizei mit dem Gummiknüppel einschreiten mußte. Zahlreiche Personen wurden verhaftet. Die Kundgeber warfen Krauß Treulosigkeit gegenüber Furtwängler vor.

Wie lange noch Ministerium Flandin?

Paris, 12. Dezember.

(Von unserem Korrespondenten)

Das Ministerium besteht erst wenige Wochen, aber es kann schon beträchtliche Erfolge seinem Konto gutschreiben. Sieht man einmal ganz davon ab, daß eine ganz wesentliche Beruhigung der öffentlichen Meinung eingetreten ist und die parlamentarischen Arbeiten sich ohne Störungen von außen abwickeln, was durchaus nicht zu unterschätzen ist, so muß man zunächst feststellen, daß diesem Ministerium bei seinem ersten Auftreten in der Kammer das Vertrauen von einer so erheblichen Mehrheit votiert worden ist, wie sie nur wenige Kabinette bisher aufzuweisen hatten. Zwei Tage danach wurde die Beratung des Haushaltsplanes in Angriff genommen, und nach kaum mehr als zwei Wochen war diese Beratung beendet, und wieder stellte sich eine sehr große Mehrheit der Kammer bei der Schlußabstimmung hinter die Regierung. Die Regierung will den Getreidemarkt der Gesundung zuführen. Ihre Pläne stehen im Parlament zur Debatte, in die Flandin mit einer sehr glücklichen Rede eingriff. Wieder bekannte sich die Kamer in zwei Abstimmungen zu ihm, indem sie die Gegenprojekte ablehnte. So scheint es, als ob die Regierung feststeht und nichts zu fürchten hat.

Nun ist allerdings die Brotfrage für die französische Politik im Innern zu einer Haupt- und Magenfrage, im wahrsten Sinne des Wortes, geworden. Auf der einen Seite stehen die Landwirte, die Geld brauchen und ihr Getreide möglichst schnell zu gutem Preise absetzen möchten, auf der anderen die Verbraucher, bei denen sich mit fortschreitendem Winter die Krise empfindlich bemerkbar macht — Absatzmangel und Arbeitslosigkeit — und denen der Brotpreis zu hoch ist, deren Wünsche sich also in entgegengesetzter Richtung bewegen. **Für die Sanierung des Getreidemarktes sind 1500 Millionen Franken notwendig.** Flandin erklärt, er wolle die Sanierung ohne neue Steuern und ohne Anleihe durchführen. Der Haushaltsplan, der eben erst von der Kammer verabschiedet ist, weist aber bereits ein Defizit auf. Daher ist die Frage angebracht, wie die Lösung des Rätsels gefunden werden soll.

In der Nacht zum Donnerstag wird voraussichtlich die entscheidende Abstimmung stattfinden. Der Kampf ist sehr heiß. Die mächtige und einflußreiche Landwirtschaftskammer hat sich in einer Entschließung gegen die Regierung ausgesprochen, aber trotz allem scheint es nicht zweifelhaft, daß diese die Mehrheit im letzten Augenblick auf ihrer Seite haben wird. Denn eine Regierungskrise kann Frankreich in diesem Augenblick ganz und gar nicht gebrauchen. Das weiß man auf der äußersten Rechten, ebenso wie in den Reihen der gemäßigten Linken. **Der 13. Januar, der Tag der Saarabstimmung, naht mit Riesenschritten.** Er braucht ein einiges Frankreich. Frankreich weiß, daß es dem Gegner, der nach seinen schwachen Stellen Ausschau hält, keine Blößen zeigen darf.

Holländische Zwischenrufe

Nützliche Offenherzigkeit

Wir zitieren aus der Zeitung „De Vrijzinnig Demokraat":

„Der Ausspruch des deutschen Propagandaministers Dr. Goebbels: „Die nationalsozialistische Bewegung ist früher legal gewesen, um an die Macht zu kommen und um dadurch die Möglichkeit zu haben, illegal zu handeln", hat allgemein die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Hiermit ist in der Tat der Kern des nationalsozialistischen Systems enthüllt. Wir haben dieses System stets so charakterisiert, aber es ist gut, daß dies jetzt ausdrücklich anerkannt wird. Dadurch erklärt sich auch, warum die Nationalsozialisten in einemfort wiederholen, daß sie „legal" auftreten. Das erübrigt sich doch für eine legale Organisation vollkommen. Hierdurch sind die Gegner auch von der Aufgabe befreit, Beweismittel für die Illegalität zu erbringen."

*

Das Reich der Gerüchte

Wir lesen u. a. in „De Nieuwe Rotterdamsche Courant": „Wir kennen Hitler schon lange als jemanden, der, wenn es nötig ist, all seine mit soviel Feuer und Haß gepredigten imperialistischen Ziele über Bord wirft. Nun aber ging er noch weiter als gewöhnlich." (In seinen Worten zu den beiden Franzosen Jean Goy und Robert Monnier, die ihn in Berlin besuchten.) „Wäre er nicht so weit gegangen, so hätten seine Worte wahrscheinlich einen tieferen Eindruck gemacht. Nun erinnerten sie stark an die Auslassungen eines von Papen, der den Oesterreichern kürzlich erklärt hat, daß Deutschland niemals daran gedacht hätte, etwas gegen die Selbständigkeit Oesterreichs zu unternehmen. Es wird Hitler seinen Deutschen gegenüber schwer fallen, ihnen den Glauben beizubringen, daß man im Saargebiet nichts unternommen und nichts geplant hat. Ist denn alles, was halb Europa in Aufruhr gebracht hat, von den Fremden aus dem Daumen gesogen worden, die auf mancherlei verantwortlichen Posten jetzt die Abstimmung im Saargebiet vorbereiten? Man weiß, daß das nicht wahr ist. Und wir dürfen nach allen Erfahrungen nicht annehmen, daß in den braunen Reihen solch eine schlechte Zucht herrscht, daß Hitler selbst die Ausschreitungen und andere Ungehörigkeiten nicht eher hätte unterdrücken können. Der Respekt vor der Grenze des Saargebietes ist sehr plötzlich gekommen, als eine durch England moralisch gestützte französische Aktion Hitler zu verstehen gab, daß es so nicht weiter gehen könne. Es kann Hitler nicht alles verborgen bleiben, was in Deutschland im Gange ist. Wir hören von allen Seiten, wie man in breiten Schichten des deutschen Volkes fest an Krieg in Verbindung mit dem Saargebiet glaubt. „Am 14. Januar, also am Tage nach dem Plebiszit, ziehen wir ins Saargebiet ein", ist eine Auslassung, die man überall hören kann, wie uns von verschiedenen zuverlässigen Seiten gemeldet wird." Der Schreiber beschäftigt sich dann weiterhin mit den Kriegsvorbereitungen und der Stimmung in Deutschland. Er zitiert hierzu noch die Ansicht verschiedener führender ausländischer Blätter und fährt dann fort: „Aus dem Vorhergehenden müssen wir den Schluß ziehen: wenn Hitler krasse Worte der Beruhigung, der Ergebung in die territoriale Lage Deutschlands und der Friedensliebe ans Ausland richtet, spricht er in die verkehrte Richtung. Möge er zur Not seine Wünsche frei äußern, so wie es früher deutsche Staatsmänner, auch die von der Republik von Weimar, getan haben, oder aber an die Seinen Worte der Beruhigung und Friedensliebe richten. Zu ihnen spricht er nicht so. Erst unter allerstärkstem Druck hat er den Befehl gegeben, Oesterreich und dem Saargebiet gegenüber gelindere Saiten aufzuziehen ....

Kann bei alledem und während der Sturm der Kriegspsychose in Deutschland weiter wütet, seinen pazifistischen, man könnte beinahe sagen, seinen defaitistischen Beteuerungen Glauben geschenkt werden? Kräftige und eindruckerweckende Worte an seine Deutschen nebst unzweideutigen Taten und Zügelung der wilden Agitation würden einen viel tieferen Eindruck auf die Welt machen, als seine politische Lämchensprache zum Ausland."

*

Schönsprecherei tut's nicht

Unter diesem Titel lesen wir in „Het Handelsblad" (Amsterdam) einen großen Artikel. Der Schreiber beschäftigt sich ausführlich mit den vielen Gerüchten, die in Deutschland kursieren und schreibt diesen Umstand in der Hauptsache der Unterdrückung der Pressefreiheit zu. Dadurch kommen, wie er ausführlich auseinandersetzt, den Leuten auf Umwegen Dinge zu Ohren, die in einem Land, wo Pressefreiheit herrscht, dem breiten Publikum verborgen bleiben. Man kann ein Volk auf die Dauer nicht mit zensurierten (lies unwahren!) Berichten abspeisen. Es bezieht dann die Wahrheit aus anderen Quellen und bekommt auf diese Weise bestimmt mehr zu hören, als den hohen Herren lieb ist. Verfasser des Artikels zählt dann eine Reihe von Gerüchten auf, die im „dritten Reich" Tagesgespräch sind, wie z. B.: Krieg, Revolution, Sturz der Regierung, Machtergreifung der Reichswehr usw. Zusammenfassend schreibt er dann: „In Deutschland ist wieder ein Gewitter im Anzug, ein Unwetter der gleichen Art wie bei der Röhm-Revolte. Ein Teil der SA. ist verbittert und daher leicht zu Unvorsichtigkeiten zu verleiten. Ein anderer Teil, der kaltgestellt ist, sinnt auf Rache. Die Regierung ist in finanzieller Hinsicht am Ende ihrer Kräfte. Ein Bankrott wäre keine Ueberraschung. Von Ribbentrop reist durch Europa, um neue Anleihen aufzunehmen... Das Reich der Gerüchte fällt mit dem „dritten Reich" zusammen. In allen Wohnräumen hört man dergleichen Intimitäten flüstern. Die Menschen schenken einander weniger Vertrauen als je, und die Regierung beginnt, sich all dieser Unzufriedenheit und Unsicherheit gegenüber mehr defensiv zu verhalten. Und sie läßt Dinge durchgehen, die die Staatsbürger im vorigen Jahre sicher noch ihre persönliche Freiheit — oder noch mehr — gekostet hätte. Man hat gemeint, dem freien Wort im Staatsinteresse einen Maulkorb umhängen zu müssen und was man jetzt erntet, ist nichts anderes als „der Fluch der bösen Tat". Damit nehmen wir bis auf weiteres Abschied von dem Gerücht und verweisen noch auf das Bauernliedchen:

Wenn der Hahn kräht auf dem Mist,
Aendert sich das Wetter oder — bleibt, wie es ist."

Stimmungsbildchen

„Es muß anders werden"

Man schreibt uns aus der Pfalz: So stark wie gegenwärtig war die Ablehnung des Hitlerregimes noch nie. Die meisten Menschen erwarten irgend ein Ereignis, das eine Aenderung bringen soll. Die immer wiederkehrende Aeußerung ist: So kann es nicht weiter gehen. Ein Bäckermeister in . . ., der als eines der ältesten Mitglieder der NSDAP. gilt, aber wegen seiner offenen Kritik schon wiederholt verwarnt wurde, kam kürzlich in eine Arbeiterwirtschaft und zeigte eine Nummer der sozialistischen Aktion, die ihm zugeschickt wurde. Als ihn die Arbeiter warnten und rieten, dieses gefährliche Blatt zu verstecken, ließ er sich nicht beeinflussen und schrie: Das kann jeder, das muß jeder sehen. Ich habe es gelesen, das ist die Wahrheit, so wie es da drin steht, so ist es, mir soll mal einer von den Bonzen sagen, daß das nicht wahr ist." Weil unsere Leute die enorme Verstimmung der Spießbürger kennen, ist es ein beliebter Sport geworden, ihnen unsere illegalen Druckschriften zukommen zu lassen, wodurch sie eine starke Verbreitung bekommen und auf fruchtbaren Boden fallen. Aus Wut darüber, daß auch nach den Verhaftungen weder die scharfe Kritik an den Zuständen noch die Verteilung des illegalen Materials aufgehört hat, stellte nun der Stadtrat Pirmasens an die bayerische Staatsregierung den Antrag, den ehemaligen Führern der SPD. und KPD. in der Emigration das Staatsbürgerrecht abzuerkennen.

Paris

Pariser Straßenbildchen

Im „Journal" schildert Clément Vautel eine Pariser Straßenszene, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten möchten:

„Neulich sprach mich in der Avenue de la Muette eine Art junger Landstreicher an mit der Bitte: „Verzeihung, mein Herr, haben Sie vielleicht eine Zigarette für mich?" Während ich nun mein Zigarettenpaket aus meiner Tasche hole, es öffne, eine Zigarette herausnehme, fängt der Bursche an zu stöhnen:: „Ich weiß weder aus noch ein ... Seit sechs Monaten ohne Arbeit ... Könnten Sie mir nicht etwas geben? Was, ist gleichgültig ... Ich bin hungrig!"

Kurz und gut, ich gebe ihm seine Zigarette und einen Franken. Er geht weiter, und instinktiv folge ich ihm mit den Blicken. Zwanzig Schritte weiter spricht er einen Vorübergehenden an, und ich sehe, wie dieser ein Paket Zigaretten aus seiner Tasche zieht. Einen Augenblick später („Ich weiß weder aus noch ein" usw.) bekommt der „Arbeitslose" mit der „Vorwandzigarette" ein Geldstück. Der „Coup" mag oft gelingen: am Ende des Tages hat der „Hungernde" reichlich zu rauchen, zu essen und zu trinken."

„Ein wirklicher Arbeitsloser," so schildert Vautel, „geht auch in begründeter Verzweiflung einem solchen Gewerbe nicht nach. Man sollte die Straßen von solchen Subjekten erlösen."

Association des Journalistes allemands émigrés

Am Montag, dem 17. Dezember, abends 9 Uhr, findet im Saal des Büros der Fédération Internationale des Journalistes, 2 rue Montpensier, Paris (Palais Royail), die Mitgliederversammlung des Verbandes Deutscher Journalisten in der Emigration statt. Tagesordnung: 1. Bericht über Verhandlungen mit der Fédération Internationale des Journalistes wegen Aufnahme des Verbandes, 2. Statutenänderungen, 3. Kassenbericht, 4. Vorstandswahl, 5. Verschiedenes.

Dreyfus operiert

Paris, 11. Dez. (ZTA.) Oberst Alfred Dreyfus, der Held der berühmten Dreyfus-Affäre um die Jahrhundertwende, hat sich vor einigen Tagen einer Operation unterziehen müssen. Die Aerzte erklären, daß der Patient, der 75 Jahre alt ist, außer Gefahr ist.

BRIEFKASTEN

A. M., Graubünden. Sie schreiben uns: „Liebe Genossen des Saarlandes, auch hoch oben in den Schweizerbergen, 2000 Meter über dem Meere, schlagen Herzen mit und für Euch in diesen Tagen! Diese Tage, in welchen Ihr, Genossen, so viel für die ganze Welt bedeutet. Daß Ihr stark und tapfer sein werdet, das sind wir gewiß! Wir sind, wenn auch räumlich weit weg von Euch, im Herzen ganz bei Euch und heben unsere Fäuste mit einem tausendfachen: Freiheit!"

„Auf den Tag." Wir erhielten aus Mitteldeutschland von Betriebsarbeitern einen Bericht, der u. a. erzählt: „In verschiedenen Betriebsversammlungen, die aus Unsicherheitsgründen sehr selten angesetzt werden, erlebte die Leitung eine unverkennbare Demonstration. Bei dem Arbeitsfrontlied „Brüder in Zechen und Gruben" sangen die Arbeiter meist leise und mehr murmelnd den alten Text: „Brüder, zur Sonne, zur Freiheit." Doch wenn in der vierten Strophe im jetzigen Text die Stelle kommt: „Doch bald kommt der Tag der Rache," schwillt der Gesang stark und deutlich an. Da in der nächsten Strophe ein Bekenntnis zu Hitler kommt, wird es wieder sehr leise, so daß eigentlich die eine Stelle mit dem drohenden Satz für die Zukunft aus dem ganzen Gesang hervorgehoben bleibt."

T. A., Brüssel. Wir erfahren durch Sie: Die von einem Teil der belgischen Presse in letzter Zeit gegen den jüdischen Finanzminister Gutt getriebene Hetzkampagne hat die Behörden zu energischen Gegenmaßnahmen veranlaßt. In der Druckerei der nationalsozialistischen Zeitung „Renovation" wurde von der Staatspolizei eine Revision vorgenommen und hierbei die Gesamtauflage während des Drucks beschlagnahmt. Gleichzeitig wurden die übrigen Blätter unter Androhung scharfer Maßnahmen aufgefordert, Angriffe gegen den Minister wegen seiner Zugehörigkeit zum Judentum zu unterlassen." — Belgien scheint ganz unter die Diktatur der Weisen von Zion geraten zu sein.

„Fröhliche Pfalz." Einem Privatbrief an Sie entnehmen wir: „In Ludwigshafen wurden bis jetzt verteilt, ein Zentner Kohlen und ein Zentner Kartoffeln. Im vorigen Jahr waren es um diese Zeit schon 10 Zentner Kohlen und je nach der Kinderzahl 3 bis 5 Zentner Kartoffeln, dann noch etwas Mehl, Nudeln und Fleisch. Die Empörung unter den Wohlfahrtsempfängern ist sehr groß, es wurden schon öfters Hungerrufe ausgestoßen und die Kritik hebt besonders hervor, es sei vom letzten Winterhilfswerk noch keine Abrechnung bekannt geworden, die Kartoffeln würden zu Propagandazwecken verschoben in das Saargebiet und die Kartoffeln seien von den Bauern nur gespendet worden, weil sie ihnen zu schlecht erschienen, um die Säue damit zu füttern."

F. F., Amsterdam. Sie beurteilen den „Tag der nationalen Solidarität" so:

„Du armes Volk, Du tust mir leid,
Den letzten Pfennig halt' bereit:
Die Oberbonzen selbst geh'n sammeln
Euch auszupressen, Ihr g'scheerten Rammeln!"

Lorraine-Paris. Vielen Dank für das lebhafte Interesse an unserer Buchhandlung. Zur Zeit mußten wir einem anderen Buch propagandistisch beistehen. Wir werden aber in der allernächsten Zeit Ihre Idee verwenden. Erhalten Sie uns Ihr Interesse.

Emigranten in Amsterdam. Die Zuschrift ehrt euch! Immerhin sollen wir diese Gründung nicht überschätzen. Ueberschwenglichkeiten liegen uns nicht. Arbeiten wir. Das allein hilft. Nichts für ungut. Freiheit!

An mehrere. Auch die Liste der von Hitler zugegebenen 77 Erschießungen am 30. Juni ist bisher nicht veröffentlicht worden. Daß in Wahrheit mindestens 1184 Gegner und Freunde des Regimes dem 30. Juni zum Opfer fielen, ist zuerst von der „Deutschen Freiheit" mitgeteilt worden. Ueber das Schicksal des seit dem 30. Juni verschollenen Rechtsanwalts Dr. Lütgebrune war bisher nichts Authentisches zu erfahren. Neuerdings wird berichtet, er sei geisteskrank. Lütgebrune zählte neben dem jetzt abgesägten Reichsjustizkommissar Dr. Frank zu den führenden Juristen des „dritten Reiches". Er hat fast sämtliche Prozesse der NSDAP. als Verteidiger mitgemacht und zur obersten SA.-Führung gehört. Der greise, aber rüstige Mann wurde am 30. Juni verhaftet und in ein Konzentrationslager gebracht. Alle seine früheren Opfer für die Partei gerannen in ein Nichts. Man wollte von ihm wissen, woher der erschossene Stabschef Röhm die zwölf Millionen hatte, die, wie zunächst verlautbart wurde, aus Sammelgeldern für die SA. stammen sollten. Offenbar reichte die gegebene Erklärung nicht aus, und Lütgebrune wurde eingehend verhört. Man konnte jedoch aus ihm nichts herausholen. Nun soll er in eine Nervenheilanstalt übergeführt worden sein.

Zu verkaufen oder zu vermieten!

Neuerbautes, mit allem modernem Komfort versehenes, dreistöckiges

Geschäftshaus

gelegen in der Stadt LUXEMBURG in verkehrsreicher Hauptstraße. (In jedem Stockwerk fünf geräumige Wohnzimmer nebst Küche, W. C., Bade- und Toilettenzimmer, Warenaufzug, Etagenheizung, Solarium. Im Erdgeschoß sehr schönes Lokal, mehrere Zimmer, Garage. Sofort zu beziehen. — Sich wenden unter R. F. 5547 an die Expedition dieses Blattes.

Staatenlose und Emigranten

können einwandfreie Staatsangehörigkeit mit Paß in zirka 14 Tagen erhalten. Diskretion zugesichert.
Anfragen an OF 5837 Z Orell Füßli-Annoncen, Zürich (Schweiz)

Locarno
(Schweiz)

Zu verkaufen Bauparzellen.

Haus, 7 Zimmer, und **Hotel** mit 25 Betten, geeignet für Klinik. 1000 qm. Haus mit 4 Zimmer und 15000 qm bebaubares Land. Schreib. sub Chiffre Lo 2617 **Publicitas Locarno.**

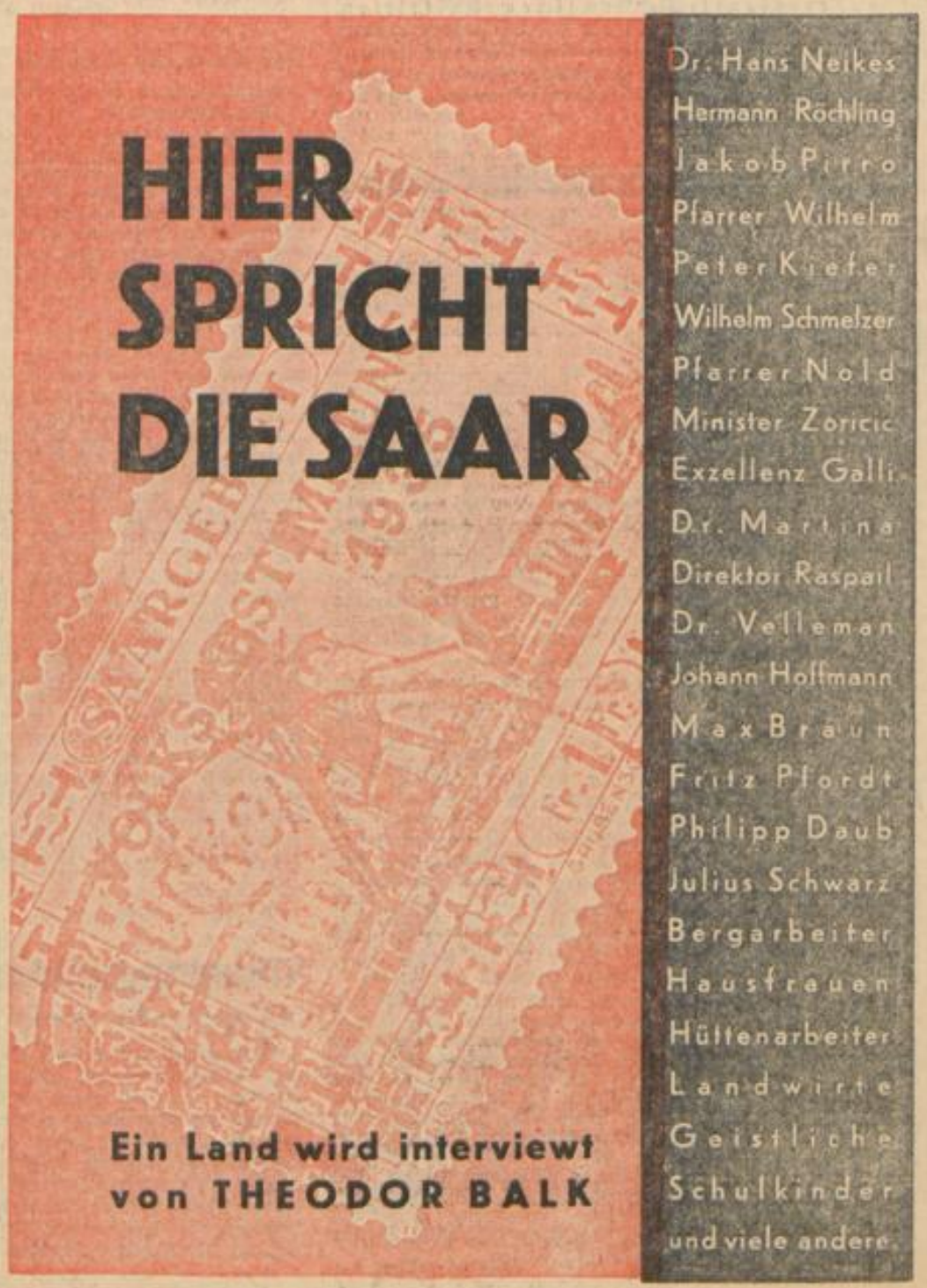
Auch die „Kleine Anzeige" in der „Deutschen Freiheit" bringt Erfolg

Für den Gesamtinhalt verantwortlich: Johann Pitz in Dudweiler; für Inserate: Otto Kuhn in Saarbrücken. Rotationsdruck und Verlag: Verlag der Volksstimme GmbH., Saarbrücken 3, Schützenstraße 5. — Schließfach 776 Saarbrücken.

Erste Auflage in 8 Tagen vergriffen

Es kommen zu Wort: Der Großindustrielle Hermann Röchling. Der Führer der Deutschen Front, Pirro. Der Pfarrer Wilhelm. Der Vorsitzende der Handwerkskammer, Schmelzer. Gräfin von Roedern. Der Propagandaleiter der Deutschen Front, Peter Kiefer. Minister Zoricic. Drouard, Vorsitzender der französisch-saarländischen Handelskammer. Raspail, Direktor der Mines Domaniales. Dr. Velleman, Generalsekretär der Abstimmungskommission. Exzellenz Galli, Vorsitzender des Obersten Abstimmungsgerichtes. Dr. Martiner, General-Advokat beim Obersten Abstimmungsgericht. Landgerichtsdirektor Steinfels. Johannes Hoffmann, Führer der katholischen Front. Max Braun, Vorsitzender der Sozialdemokraten. Fritz Pfordt und Philipp Daub, führende Funktionäre der Kommunisten. Julius Schwarz, Vorsitzender des Bergarbeiterverbandes. Arbeiter und Bauern, Geistliche und Handwerker, Hausfrauen und Schulkinder, Kaufleute und Lehrer.

Inhaltsangabe: Mitten in Europa 1934 . Deutsch sein . Hitler vor den Toren . Hier regiert der Völkerbund . Die toten Seelen . Kommt die Wirtschaftskatastrophe? . Gleichschaltung der Sklaverei? . Die Front der Schwankenden . Die katholische Fronde . Die Einheitsfront . Das andere Deutschland . Ein Würfel fällt an der Saar



Die Wahrheit über die Saar!

Das Reportagebuch für jedermann!

180 Seiten, zweifarbiger Umschlag, bessere Ausgabe Fr. 12,— (Sfr. 2,40), billige Volksausgabe Fr. 6,— (Sfr. 1,20).

RING-VERLAG AG., ZÜRICH

Zu beziehen in allen Buchhandlungen oder bei der

Buchhandlung der Volksstimme G. m. b. H.

Saarbrücken 2, Trierer Straße 24 / Postscheckkonto Saarbrücken 619